Skizzen aus dem Volksleben



in Ungarn.

BA/ 2° H. g. hum. 31z

Bayerische Staatsbibliothek
<36645790040016

783/27
javítandó

SKIZZEN

AUS DEM VOLKSLEBEN

IN UNGARN.

A/71/1685

SKIZZEN

AUS DEM

VOLKSLEBEN IN UNGARN

VON

FREIHERRN GABRIEL VON PRÓNAY

RITTER DES ST. JOHANNITER-ORDENS ETC.



MIT FÜNF UND ZWANZIG GEMALTEN BILDLICHEN DARSTELLUNGEN VON BARABÁS, STERIO UND WEBER.

VERLAG UND EIGENTHUM

VON

HERMANN GEIBEL IN PESTH.

1855.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Nach dem allgemeinen Lauf der Dinge erlöschen die Charactere der Völker allmählig; ihr Gepräge nützt sich ab, und sie werden in den Tiegel der Zeit geworfen, in welchem sie zur todten Masse hinabsinken, oder zu einer neuen Ausprägung sich läutern.“

Herder.

VORREDE.

Die Gebräuche und Eigenthümlichkeiten, welche in Ungarn im Volksleben seit Jahrhunderten bestehen, und ihrem Ursprunge nach den ältesten Zeiten angehören, sind als ein ehrwürdiges Erbtheil der Vorzeit, dem Lande lieb und theuer geblieben. Dieselben also näher beschrieben, und durch treffende Original-Zeichnungen dargestellt zu sehen, mag wohl auch von allgemeinerem Interesse sein. — Ich dachte daher den Zweck nicht verfehlt zu haben, wenn ich ausser dem ungarischen Texte auch einen deutschen dem Drucke übergebe.

Es dürfte dem Auslande, namentlich Deutschland, nicht unlieb sein, diese Eigenthümlichkeiten im Volksleben eines Landes näher kennen zu lernen, das, vor Kurzem noch wenig gekannt und besucht, erst seit dem Entstehen der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen, jenen Ländern wie näher gerückt erscheint, von denen es einst die Civilisation empfangen. Schon, dass in neuerer Zeit so viele Ausländer Ungarn bereisen, es häufig besuchen, deutet darauf hin, wie sehr das Interesse des Auslandes für Ungarn im Steigen begriffen sei. —

Eine ausführliche Schilderung der Sitten und Gebräuche zu schreiben, lag nicht in meiner Absicht, — ich wollte bloss einem doppelten Zwecke genügen; theils in wie fern sich später Vieles in den Gebräuchen der Völker durch das Eisenbahnnetz, welches Europa durchkreuzt, mit der Zeit verwischen und mit andern amalgamiren würde,

auch manches Eigenthümliche aus dem Volksleben für die Nachwelt aufzubewahren, und zugleich durch eine Beilage von fünfundzwanzig Bildern, die treu nach der Natur von den renommirtesten ungarischen Künstlern im Genrefache ausgeführt wurden, anschaulich zu machen; theils aber auch manchem Freunde der Volkssitten, und manchem Kreise im Salon eine Unterhaltung zu gewähren, und habe ich dieses Ziel erreicht, so ist mein Bestreben reichlich belohnt.

INHALT.

		Seite
I.	Die Bauernhochzeiten	1
II.	Die Ernte	9
III.	Unter-Ungarns Tretplätze	13
IV.	Die Hirten	17
	A. Der Schafhirt (ungarisch: Juhász)	20
	B. Der Rindviehhirt (ungarisch: Gulyás)	22
	C. Der Büffelhirt (ungarisch: Bivaly Csordás)	24
	D. Der Rosshirt (ungarisch: Csikós)	26
	E. Der Schweinhirt (ungarisch: Kondás)	27
V.	Die Zigeuner	31
VI.	Die Weinlese	37
VII.	Die Jagd	43
VIII.	Der Fischfang	49
IX.	Der Drahtbinder	55
X.	Der Oelkrämer	61
XI.	Der walachische Fuhrmann	67
XII.	Der Gänsetreiber	73
XIII.	Die Spinnstube	77
XIV.	Die Dorfgerichtsbarkeit	83
XV.	Die Bauerntrachten	87
XVI.	Die ungarische Heide (Puszta)	91
XVII.	Pesth	97
	A. Pesther Melonen-Markt	103
	B. Pesther Wassermänner	104
	C. Pesther Garküchen	105

I.

DIE BAUERNHOCHZEITEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Bauernhochzeiten.

Es ist für den Bauer Ungarns das freudigste Ereigniss, in seinem Hause eine Hochzeit zu feiern. Mit vergnügtem Herzen sieht Jung und Alt diesem Zeitpunkte das ganze Jahr entgegen. Ein Landmann, der eine grössere Ansässigkeit besitzt, hat vielfache Arbeitskräfte nöthig; oft ist die Zahl der Familienmitglieder nicht hinreichend, alles Feld zu bestellen und die angehäuften Arbeiten zu verrichten; dann ist es also ein nöthiges und zugleich freudiges Bedürfniss, entweder den Sohn zu verheirathen, um eine arbeitsame Schwiegertochter in's Haus zu bekommen, oder in Ermangelung eines männlichen Erben, die Tochter einem fleissigen Manne zuzuführen, um durch ihn die mühevolle Arbeit der Eltern erleichtert zu wissen.

Die Jünglinge haben sich bisher gewöhnlich auf dem Lande im zwanzigsten, die Mädchen vor dem sechzehnten Jahre vermählt; jedoch darf nach den jetzigen Regierungs-Verordnungen ein Jüngling nie vor dem zweiundzwanzigsten, das Mädchen dagegen nie vor dem sechzehnten Jahre eine Heirath eingehen.

Die Heirathen werden im ganzen Lande im Spätherbste oder im Fasching vollzogen. Es sind dies Jahresabschnitte, welche bereits die mühevoll erzielten Arbeitsresultate dem Landmanne darbieten. Die Scheune, die Fruchtkammer und der Keller sind zu dieser Zeit so ziemlich gefüllt, und wäre auch dies nicht der Fall, so sind die Eltern schon das ganze Jahr hindurch besorgt, durch Fleiss und Sparsamkeit manchen Gulden zu erwerben, um die Hochzeit abhalten zu können. Ja, mag die Familie noch so arm sein, so wird der letzte Pfennig darauf verwendet, um halbwegs die Hochzeit zu ermöglichen.

Natürlich hat der Wohlhabende bei dieser Gelegenheit ein grösseres Schmaus- und Trinkgelag, eine grössere Zahl von Gästen, die mehrere Tage in Jubel, durch Wein und Zigeunermusik berauscht, ihrer Freude vollen Lauf lassen; allein bei dem Armen darf ein Schmaus auch nicht fehlen, nur ist die Zahl der Gäste geringer, und höchstens der eintönige Dudelsack vertritt die Musik, bei deren Tönen derselbe Frohsinn, dasselbe Jauchzen herrscht. Mit einem Worte, Reich und Arm ist an diesem Tage gleich an Glück und Freude.

In Unter-Ungarn, wo durch Ueberlegenheit des Bodens der Landmann mehr an die Fülle gewöhnt, ist es ihm zur Gewohnheit und zum nöthigen Bedürfniss geworden, so viel als möglich darzubieten. Da wird gewöhnlich zur Hochzeit ein Ochs oder eine Kuh geschlachtet und Wein im Ueberfluss gespendet, so dass oftmals, da die Hochzeit drei auch vier Tage währt, 15 Eimer Wein nicht genügen.

In Ober-Ungarn dagegen ist der Slave genügsamer. Durch den kargen Boden gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen, hält er ein, zwei Tage seine Hochzeit, kauft einige Pfunde Fleisch zum Hochzeitsmahl und regalirt seine Gäste mit versüsstem Branntwein. Gewisse Speisen sind jedem Hochzeitsmahl eigen, wie der Brei und die Freudenkuchen; bloss die Palóczen (ein Stamm, welcher dem Dialecte nach von seinen Vätern, den Ungarn, abweicht), liebt Suppengerichte, und daher ihr Gebrauch, bei einem Hochzeitsfest oder Kirchweihe sechs bis sieben Suppenarten zubereiten zu lassen.

Naht nun der Spätherbst, die Zeit nach der Weinlese, wo die Heirathen meist angeknüpft und abgeschlossen werden, so wandern die ehelustigen Burschen, wenn sie etwa im Dorfe kein passendes Mädchen finden, (denn ein solches wird stets vorgezogen), am Sonntage in die benachbarten Dörfer, um vom Chore der Kirche, in welcher sich alle Mädchen an Sonn- und Feiertagen um diese Zeit in ihrem üblichen Putze einfinden, dieselben zu sehen und die künftige Lebensgefährtin wählen zu können. Hat nun des Jünglings Auge gewählt, so wird schnell zum Werke geschritten, sogleich in demselben Dorfe ein Brautwerber (bei den Ungarn *Kérö,* bei den Slaven *Pitač* genannt) gesucht, der die Kunde den Eltern des Mädchens zu überbringen hat: dass um ihre Tochter geworben werde. Noch an demselben Tage begibt sich der Freier sammt dem Brautwerber in des Mädchens Wohnung, das ihn schon im Sonntagsputze erwartet. Während nun die Angekommenen über gleichgültige Gegenstände das Gespräch führen, nebenbei aber doch auch den Zustand der Hauswirthschaft zu erforschen trachten, deckt das Mädchen den Tisch mit einem weissen Tuche und setzt ein frisch gebackenes Brod in der Absicht darauf, der Freier möge es anschneiden und sehen, ob es nicht missrathen sei. Nachdem dies geschehen und der Freier das Brod gut geheissen, begeben sich Freier und Brautwerber nach Hause. Gefällt nun dem Mädchen der Bursche, so wird nicht gezögert; sie lässt ihm dies gleich nach dem Besuche sagen, und er nimmt dies als ein Zeichen, um mit dem Brautwerber wieder zu kommen und dem Mädchen den Handschlag zu geben, worauf des Mädchens Eltern zur Besichtigung des dem Freier gehörenden elterlichen Hauses kommen, welcher Besuch ungarisch *(Ház tüz-nézés)* wörtlich: Besichtigung des Hausheerdes genannt wird. Ist nun dies geschehen, so begeben sich des Mädchens und des Freiers Väter in den nächst gelegenen Weingarten, um dort im Keller mit vollen Gläsern den Ehevertrag zu bekräftigen und zu schliessen.

Eben so haben auch bei den Slaven die ersten Schritte, welche während der Brautschau, Verlobung und Hochzeit üblich sind, die Brautwerber (slavisch *Pitači* genannt) einzuleiten. Hat der Jüngling gewählt, oder durch das Lob der alten Weiber, die in der Regel auf den Dörfern mit diplomatischer Feinheit die meisten Heirathen zu Stande bringen, beredet, sich für ein oder das andere Mädchen erklärt, so begibt sich der Brautwerber mit dem Jünglinge gegen Abend in das elterliche Haus der künftigen Braut, und hält unter gewissen parabolischen Redensformeln, die sich auf die mosaische Schöpfungs- und Rippengeschichte beziehen, um die Braut an, in welchem Tone die von Seite der Braut bestellten Uebergeber (slavisch *Oddawači* genannt) auch ihre Antwort kundgeben.

Bei den Slaven des Thuroczer Comitats ist es üblich, diese Redensformel mit der an die Eltern zu richtenden Frage zu eröffnen: „Ob sie nicht etwa ein Kuhkalb im Hause zu verkaufen hätten?“ worauf die Eltern erwiedern: Ja, man wisse aber nicht, ob dasselbe geneigt sei, aus dem Hofe herauszugehen, während welchem Gespräche es zur Sitte gehört, dass die gewünschte Braut sich versteckt, und endlich nach langem Suchen geholt und durch den Brautwerber befragt, ob sie nicht Lust hätte aus dem Hofe zu gehen, ihr Jawort gibt. Hierauf füllt der Freier zwei Gläser mit gewärmtem Branntwein, um sich gegenseitig zum Glückauf zuzutrinken, und gibt der Braut statt des Handschlages zwei Gulden als Darangabe. Nach dermassen geschehenen Präliminarien



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Hochzeits-Zug zur Trauung. Nász-menet az esküvőre. Cortège nuptial se rendant à l'église.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

geht die Verlobung vor sich, die durch den Geistlichen vollzogen wird. Nach der Verlobung bekommt der Bräutigam das Brautgeschenk, welches bei den Ungarn in vier Sacktüchern besteht, nämlich: einem seidenen, einem baumwollenen und zwei leinenen, von welchen zwei letztern das eine weiss, das andere bunt ist.

Bei den Slaven hingegen ist es üblich, dem Bräutigam zwei seidene Tücher und einen Blumenstrauss zu geben, und ihm ausserdem einen Kuchen zu schicken, der nicht selten so gross gebacken wird, dass, um ihn fertig zu erhalten, der Ofen eingeschlagen werden muss.

Nun geschieht am nächsten Sonntage die erste Verkündigung, am dritten schon die Trauung. Diese Zeit hindurch ermangeln die alten Weiber im Dorfe nicht, der Braut verschiedene Lehren zu geben, denen sie als ein unerfahrenes Mädchen, die oft im Aberglauben erzogen wurde, ein geneigtes Ohr weiht. Dieselben bestehen in folgenden als specifisch angedeuteten Mitteln: „Die Braut müsse, um den Missverständnissen, die der Teufel in der Ehe herbeiführen könnte, zu begegnen — ehe sie zur Trauung geht — ein Paar Knoblauchspalten oder Petersilienkraut in die Csizmen (Stiefel), die sie an hat, stecken, um dadurch den Teufel zu verscheuchen, da er Knoblauch und Petersilie nicht riechen kann. Oder, wenn sie etwa mehrere Kinder in der Ehe zu haben wünsche, so müsse sie vor der Trauung in der Kirche sich auf so viele Finger setzen, als sie Kinder zu haben beabsichtige; wünsche sie überhaupt eine gesegnete Ehe, so müsse sie, während der Hochzeitszug nach der Kirche geht, Mohn streuen, dagegen aber, wenn sie sich nach keinen Kindern sehnt, sei es gerathen, in den nächsten Brunnen ein verrostetes Schloss zu werfen.“ Dergleichen abergläubische Meinungen sind noch beim Landvolke in Ungarn zu Hause.

Ist nun der Tag der Vermählung herangerückt, so haben Brautwerber und Brautführer vollauf zu thun. Zu Brautführern wird stets ein Verheiratheter und ein Lediger gewählt; der erstere hat eine wichtigere Rolle, er ladet die Gäste ein und trägt die Speisen zum Hochzeitsmahle auf.

Schon in der Frühe begeben sich die Brautwerber und Brautführer in das Haus der Braut, theils um ihre Ausstattung, welche in einer blau und rothgeblümten Truhe, in der sich die Kleider befinden, und aus einem Federbette besteht, in das Haus des Bräutigams unter üblichem Ceremoniell zu tragen, welches in manchen Gegenden Nachmittags unter Gesängen stattfindet, theils um zur bevorstehenden Trauung den Hochzeitszug, der sich nach der Kirche begibt, zu eröffnen.

Voran gehen die Brautführer, der eine hält eine Flasche Wein in der Hand, tanzt und jauchzt, während der andere mit denselben Geberden, springend und jauchzend seinen Kulacs (ein hölzernes mit Wein gefülltes Gefäss) in die Höhe schwingt; den Beiden folgt die Braut, in der Mitte zwischen mehreren Mädchen, ihren Freundinnen, sich befindend, diesen folgen die Eltern, Verwandten und übrigen Hochzeitsgäste; den Schluss macht der Musikchor, welcher bei den Reicheren aus mehreren Zigeunern besteht, die im Dorfe die Streichharmonie bilden, bei den Armen aber bloss durch den Dudelsack-Pfeifer ersetzt wird.

Vor der Kirche hält der Zug in gehöriger Entfernung an, die Brautführer tanzen und jauchzen, nur die Braut behält ihre ernste Miene, mit der sie in die Kirche zu gehen gehalten ist. Das Tänzchen wird nun fortgesetzt, bis sich der Geistliche der Kirche naht; dann verstummt die Musik, und unter Vorantritt des Geistlichen begibt sich der ganze Zug (ausser den Musikanten, die auf ihrem frühern Orte verbleiben) in die Kirche.

Die Tracht der Braut ist jener gleich, die sonst den Sonntagsanzug der Mädchen im Dorfe ausmacht, ausser dem Kopfputze, der in einem papierenen Reife (*Párta* genannt) besteht; dieser wird mit eigens dazu verfertigten Goldspitzen, die mit Glasperlen besetzt sind, überzogen, und mit vielen bunten seidenen Bändern, die von der Rückseite über die Schultern herabhängen und flattern,

geziert; so wie auch bei dieser Feierlichkeit die Braut stets einen von blauem Tuche, weiss oder grau verbrämten Pelz annimmt, der bei den Ungarn *Mente*, bei den Slaven *Mentjeka* genannt wird. Die Mädchen haben entweder blaue oder weisse in viele Falten gelegte Röcke und ein buntes Oberleibchen; die Stiefeln (ungarisch: *Csizma*) von rother Farbe, deren sich jedoch nur junge Mädchen bedienen, ältere Mädchen und Wittwen nehmen schwarze. Die Männer sind entweder in blauen Tuchkleidern, engen Stiefelhosen und einem Tuchspencer, oder im reinen leinenen Hemde, eben solcher Hose (ungarisch: *Gatya*), mit umgehängtem Spencer oder Tuchjacke, bei den Slaven *Halena* genannt.

Nachdem die Trauung vor sich gegangen, begibt sich der Zug in derselben Ordnung, unter Vorantritt des jauchzenden und tanzenden Brautführers, im Gefolge des Brautpaares, der übrigen Gäste, so wie der Musik in das Haus der Braut. Den Hochzeitszug begleitet oft eine ganze Schaar von Neugierigen, wie überhaupt an einem solchen Tage das Dorf reich an Lärm und Jubel ist. Nachdem sich nun der Zug in's Haus der Braut begeben, und vollauf gezecht und getanzt wurde, werden zugleich die Vorbereitungen zum Hochzeitsmahle getroffen. Ein, zwei leere Fässer werden in's Zimmer gebracht, auf dieselben einige Bretter gelegt, mit einem reinen Tischtuche bedeckt und die Speisen der Reihe nach durch den Brautführer hereingetragen, der bei jedem Gerichte einige sich darauf beziehende Reime hersagt, dabei durch Glückwünsche, komische Aufsätze, lachenerregende Geberden u. s. w. die Gäste zu unterhalten bemüht ist. Das Hochzeitsmahl besteht meist aus Suppe, Sauerkraut, Mehlgerichten, Braten und dem üblichen Brei, doch dürfen zum Dessert die Freudenkuchen (ungarisch: *Öröm-kalács*, slavisch: *Radosinjk* genannt) nicht fehlen. Während der Brei aufgetischt wird, erscheint die Köchin mit einer verbundenen Hand, und gibt vor: sie habe sich beim Kochen die Hand verbrannt und brauche Geld, um sich heilen zu lassen, worauf ihr ein jeder von den Gästen auf den Löffel, den sie in der Hand hält, ein Stück Geld gibt. Ist nun die Mahlzeit vorüber, so beginnt der Tanz von Neuem, der dann die ganze Nacht hindurch bis früh fortdauert. Am Morgen geht die tanzende Jugend sammt Braut und Bräutigam in Begleitung der Musik ins Wirthshaus, wo der Tanz ein bis zwei Stunden fortgesetzt wird, welche Sitte die Ungarn *Hajnal* nennen. Die Slaven dagegen ziehen Nachmittags von Schenke zu Schenke, wo sie überall ein Tänzchen machen. Der Ungar liebt seinen ungarischen Tanz, der von dem langsamen Schritte ins Schnelle und Hüpfende übergeht und *Csárdás* genannt wird, während der Tanz bei den Slaven einförmig bleibt, und in einem steten Hin- und Herschieben besteht, was auch seine slavische Benennung: „*furikuwati*“ andeutet, die wörtlich: „einen Karren schieben“ ausdrückt. — Nachdem nun die Hochzeit im Hause der Braut durch ein, zwei Tage mit Schmaus und tanzendem Jubel abgehalten wurde, begibt sich die ganze Gesellschaft nach dem Hause des Bräutigams, wo der dritte Tag, in einer eben so fröhlichen Weise gefeiert, den Schlussact der Hochzeit bildet.

Ist etwa des Jünglings Braut im Nachbardorfe wohnhaft, wo dann die Trauung vor sich geht, so begeben sich alle zur Hochzeit geladenen Personen im festlichen Sonntagskleide auf mehreren Wagen nach dem Dorfe. Den Zug eröffnen zwei Reiter, die mit Blumen und Fähnchen versehen sind, und ausserdem die Zäume ihrer Pferde mit bunten Tüchern geschmückt haben; so erhalten auch oft die Pferde der übrigen Wagen ein im Zaume angeheftetes buntes Tuch. — Den Schluss des Ganzen bildet auf dem letzten Wagen die Zigeuner-Capelle, bei der diesmal die Trompete oder Klarinette nicht fehlen darf, und so beginnt der Zug und eilt unter lärmenden Freudengeschrei, Musik und Jauchzen im vollen Galoppe dem Dorfe zu, wo sich die Braut befindet. Dort wird nun die Hochzeit mit ähnlichen Feierlichkeiten im Hause der Braut ein, zwei Tage abgehalten; dann fährt der ganze Hochzeitszug zu Wagen, begleitet von den Eltern



Die heimkehrende Hochzeit. Menyegzöi hon menet. Retour du cortége nuptial.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Die heimkehrende Hochzeit. Menyegzöi hon menet. Retour du cortége nuptial.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

und Verwandten der Braut in's Dorf des Bräutigams zurück, wo in seinem elterlichen Hause noch der dritte Tag in Braus und Jubel gefeiert wird.

Nach der Trauung wird dem Geistlichen ausser der Copulations-Gebühr noch ein Geschenk gemacht; dieses besteht in einer Henne, einer Rindszunge, und ein oder zwei Handtüchern, welche Sitte besonders bei den Slaven stattfindet. Gleich den ersten Sonntag verrichtet in der Kirche das junge Ehepaar sein Dankgebet. Dort steht das junge Weib nicht mehr, wie es auf dem Lande bei den Mädchen üblich, im Mittelschiff der Kirche, sondern setzt sich in die Bank, wo die jungen Weiber plaçirt sind, denen sie sich mit Freude in ihrem üblichen Frauenputz präsentirt, und von ihnen belobt wird. Das erste Jahr sucht das junge Paar in der Schenke manches Tänzchen auf, und es zieht auch vergnügt einher; ist aber die Ehe mit einem Kinde gesegnet, so nimmt das Weib eine ernstere Miene an, sie meint auch, ihre rothen Csizmen wären für sie zu grell, und nachdem sie dieselben abgenützt, zieht sie es vor, schwarze zu tragen.

So ist denn nun das Volk glücklich bei diesen ergrauten Gebräuchen! In der ländlichen Einfachheit für die Arbeit herangewachsen und erzogen, kennt es nicht das Treiben der grossen Welt, und die Gelüste nach etwas Besserem und Schönerem sind ihm fern geblieben.

II.

DIE ERNTE.

Die Ernte.

Ungarn ist eine Taschenausgabe Europas. — Die Verschiedenheit des Climas, des Bodens, gebildet durch seine geographische Lage, bieten im Kleinen die grösste Mannigfaltigkeit dar und so formen Clima, Erdoberfläche, Naturproducte, Menschen und ihre Sprache eine Musterkarte europäischer Mosaik. —

Während in Unter-Ungarn auf den grossen Ebenen Waizen, Mais, Tabak, Reps und Melonen eine reichhaltige Ernte geben, im Banat Reis und Baumwolle gedeiht, auf den unabsehbaren Haiden vorzügliche Schafe, Kühe und Pferde gezogen werden, bieten die Eingeweide der Hochgebirge die edelsten Erze, ganze Bergketten die vorzüglichsten Weine, Hochwälder und Sümpfe eine mannigfache Jagdbeute, Flüsse, Seen und Gebirgsbäche die besten Fische. Doch ist aber Ungarn bei all'dem durch seine geographische Lage hauptsächlich zum Feldbau angewiesen, und von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist es Oesterreichs Kornkammer. Namentlich ist das Getreide das vorzüglichste Product Ungarns. Die Ueberlegenheit des Ackerlandes, das Ungarn inne hat, bietet eine ergiebige Quelle, deren jährlicher Ertrag nach Schwartner's und Fényes's Statistik, auf 80 bis 90 Millionen Pressburger Metzen angenommen wird.

Die Ernte, für welche der kleine Besitzer ebenso als der grosse jede Fürsorge hat, ist also für den Landmann ein wichtiger und freudiger Jahres-Abschnitt. Der Bauer ist mit Weib und Kindern auf dem Felde, um die Gabe Gottes einzusammeln, während der grosse Besitzer auch nicht ermangelt, sich im vorhinein einer gehörigen Anzahl von Schnittern zu versichern, um die Ernte zeitgemäss einzubringen.

In vielen Wirthschaften sind seit 20 Jahren von einem und demselben Dorfe die Schnitter bedungen, deren Vertrag stets nach beendeter Arbeit erneuert wird. Gewöhnlich wandern aus den unfruchtbaren Gegenden Ober-Ungarns alljährlich viele Tausend Menschen in die untern gesegneteren Comitate, und verdingen sich als Schnitter oder Drescher gegen einen gewissen Antheil von Brodfrüchten, welchen sie hernach nach Hause führen. Ihr Ertrag hängt daher ganz von der Ergiebigkeit des Bodens ab; oft wird ihnen der zwölfte oder auch nur der fünfzehnte Theil des in Garben gelegten Getreides zugesichert, und ausserdem die tägliche Kost gegeben. — Auf den grossen Haiden (*Puszten*) Unter-Ungarns, wohin auch oft 600 bis 800 Schnitter bedungen werden, bekommen sie statt der täglichen Kost einen grösseren Antheil von Brodfrüchten der gesammten Fechsung, oder sie werden für diese Arbeit wie im Banate mit baarem Gelde gezahlt; denn es würde unendliche Mühe und zugleich Auslagen erheischen, täglich so viele Menschen mit Speisen zu verköstigen. Es gibt indessen Wirthschaften, wo während der Ernte auch für 200 Schnitter

täglich gekocht wird, und hier gleicht die Küche wahrlich einer grossartigen Officin, in der eigens dazu aufgenommene Weiber in steter Bewegung sind, und Tag und Nacht theils mit Kochen, theils mit Brodbacken vollauf zu thun haben. Nur zum Brod allein werden in einem solchen Orte während dieser Zeit einige Hundert Metzen Kornmehl benöthigt.

Die tägliche Kost der Schnitter besteht in Suppe und noch einer aus Hülsenfrüchten oder Mehl bereiteten Speise, nebst Fleisch, welches sie aber nur drei oder viermal wöchentlich erhalten, und wozu die Prak-Schafe ihr Contingent liefern. Ein zweirädriger, mit einem Esel bespannter Karren, der zwei bis drei mit Deckeln versehene Butten enthält, in welche die Speisen gefüllt werden, ist ihr Locomotiv, das um die Mittagsstunde ihnen die Speisen aufs Feld bringt. Hier, umgeben von den Goldähren, in Gruppen getheilt, wird zur Mahlzeit geschritten.

Es mag der vorübergehende Wanderer diese heitere Gesellschaft oft bewundern, welche, der Sonnengluth ausgesetzt, oftmals die Tagesstunden mit fröhlichem Gesang zubringt, dessen Schall über Berg und Thal ertönt.

Bevor die Schnitter ihr Geschäft beginnen, wählen sie stets aus ihrer Mitte einen Vorsteher, (ungarisch und slavisch *Gazda* genannt) der über die pünktliche Verabfolgung ihrer Verköstigung wacht, zwischen ihnen die Theilung des als Arbeitslohn gewonnenen Getreides unternimmt, und zugleich dem Besitzer für die richtige Vollziehung der Arbeit verantwortlich ist.

Des Eigenthümers erstes Erscheinen auf dem Felde wird von den Schnittern als eine süsse Aufmerksamkeit aufgenommen; mit vergnügtem Herzen eilen ihm Mädchen und Weiber entgegen, um ihm mit dem leichtgeflochtenen Bande des von Aehren strotzenden Strohes Fesseln anzulegen, von denen er sich in früheren Zeiten durch blanke Zwanziger, — jetzt durch ein Fässchen Wein, — zur Mahlzeit gegeben, auszulösen pflegt. Doch jenes Tages Schluss, an welchem sie ihre Arbeit gänzlich beendet, ist für sie ein fröhliches Fest, zu dessen Erinnerung und Feier sie einen Kranz in der Form einer Krone, von Strohhalmen und Aehren mit Feldblumen geschmückt, verfertigen, und selben, am Abend allversammelt unter Vorantritt eines Jünglings, der auf einem Stabe den Kranz trägt, mit Gesang in einem festlichen Zuge nach dem Schlosse des Besitzers oder der Verwalters-Wohnung bringen, und ihrem Eigner den Kranz als Zeichen der bereits beendeten Ernte überreichen. In vielen Gegenden gehört es zur Sitte, den Jüngling, welcher den Kranz übergibt, mit Wasser zu bespritzen, oder zu begiessen; es wird dies für ein Zeichen zarter Aufmerksamkeit gehalten, und gehört nach ihrem Begriffe — zur Courtoisie.

In den Gebirgsgegenden Ober-Ungarns wird natürlich die Ernte nicht so ceremoniell beendet, weil die Schnitter, an Zahl gering, sich durch die Stiefmütterlichkeit des Bodens auch eines ergiebigen Ertrages nicht erfreuen können und oftmals, aber nur im Spätherbst, nachdem sie von dem unter-ungarischen Kanaan zurückgekehrt, angewiesen sind, ihren angebauten und erst dann zur Reife gelangten Hafer zu ernten. Allein auch hier wird mit heiterem Gemüth diese Arbeit vollzogen, wenngleich ihnen zum Lohne des Fleisses die Natur ihre Gabe nur spärlich verliehen hat.



Erntekranz. Az aratok-koszoruja. Le cortége de fête des moissonneurs.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Erntekranz. Az aratok-koszoruja. Le cortége de fête des moiſsonneurs.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

III.

UNTER-UNGARNS TRETPLÄTZE.

Unter-Ungarns Tretplätze.

Die Landwirthschaft in Ungarn, bedingt durch die Local-Verhältnisse, die im Lande obwalten, ist noch keineswegs der industriellen Ausübung gleichgestellt, die in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich besteht, nicht zu gedenken derjenigen Deutschlands oder Belgiens, den Gärten Europas. Dessenungeachtet ist doch für die Industrie im Lande auch durch Private in den letzten Decennien Viel geschehen, und es gibt Oeconomien, die als Muster einer geregelten industriellen Verwaltung angeführt werden dürfen.

So sind nun auch in den letzten Jahren zur Erleichterung und Beschleunigung der Arbeit in vielen Wirthschaften die zweckmässigsten Maschinen in Anwendung gebracht worden; namentlich befindet sich auf der Altenburger Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, so wie auch in Rima-Szécs bei Sr. Hoheit dem Herzoge August von Coburg, eine Ackergeräthe-Fabrik, wodurch es nun Jedem erleichtert wurde, sich die besten Ackergeräthe anzuschaffen, und von deren Zweckmässigkeit gehörige Kenntniss und Ueberzeugung einzuholen.

Als Hebel der allgemeinen im Lande zu bethätigenden Industrie, mag hier die zu Altenburg (Wieselburger Comitat) bestehende oeconomische Lehranstalt angeführt werden, wo gegenwärtig Fachmänner als Professoren die Jünglinge, die sich diesem Zweige widmen, zu tüchtigen Oeconomen heranbilden, und dadurch namentlich die Hebung der industriellen Landwirthschaft kräftig unterstützen. Auch in Pesth besteht seit mehreren Jahren ein „Landwirthschaftlicher Verein", dessen Wirken in früherer Zeit als ein belebendes Princip im Lande auf dem industriellen Gebiete galt, der aber leider gegenwärtig in Decadence begriffen, zur todten Masse herabgesunken ist. Dagegen fördert im Lande einen regen Eifer die seit zwei Jahren zu Pesth bestehende, und durch die Bemühungen des verdienstvollen Museum-Directors k. k. Rathes, August von Kubinyi, zumeist in's Leben gerufene „Producten-Ausstellung", die besonders in dem jüngst abgelaufenen Jahre das thätige Beginnen eines industriellen Fortschrittes in Ungarn beurkundet.

Bei alle dem ist man in Ungarn oft durch die Ortsverhältnisse gezwungen, die Wirthschaft in manchem Zweige nach uralter Landessitte fortzuführen, und daher kann gegenwärtig in vielen Gegenden bei einer grossen Ausdehnung des Besitzes, nicht jene compendiös-industrielle Ausübung stattfinden, die ein kleiner Besitz gestattet. So ist in Ungarn bei der Unterbringung der Feldfrüchte und Gewinnung des Korns eine doppelte Manipulation üblich.

Der Slave in Ober-Ungarn kann füglich seinen gesammten Ertrag an Cerealien in eine Scheune unterbringen, und dieselben im Herbst oder Winter ausdreschen, während der Ungar

und die im gleichen Verhältniss wohnenden übrigen Völkerschaften Unter-Ungarns genöthigt sind, theils durch die ausgedehnte Wirthschaft, theils durch den Mangel an Baumaterialien, ihre Feldbau-Producte unter freiem Himmel aufzuhäufen, ihr Heu und Stroh unter kein Dach zu bringen, und ihr Getreide auf sogenannten Tretplätzen im Freien austreten zu lassen.

Der Ungar improvisirt seinen Tretplatz entweder auf einem Acker, indem er einen verhältniss-mässigen Fleck desselben ebnet, und mit Lehm ausstampft, oder er hat denselben, besonders auf den grossen Ebenen wo die Wirthschaft ausgedehnt ist, in seinem Wirthschaftshofe (ungarisch: *Szállás* oder *Tanya* genannt) um den herum seine Felder liegen; er ist daher angewiesen, seine Körner-früchte dort treten zu lassen, wo er dieselben, so wie auch sein Heu und Stroh concentrirt, und wo sein Viehstand, wegen Mangel an Baumaterialien, in nothdürftigen Lehmstallungen überwintert.

Das Austreten des Getreides beginnt gleich nach beendetem Schnitte, und dauert oft in den ausgedehnten Wirthschaften der grossen Besitzer bis in den Winter hinein. Die Einwohner der benachbarten Dörfer oder die Slaven von Ober-Ungarn, verrichten diese Arbeit gegen Zusicherung eines Theiles der ausgetretenen Korngattungen. Es gewährt einen imposanten Anblick, auf einem solchen Tretplatz, der als Gepräge der ausgedehnten unterungarischen Feldwirthschaft gilt, die colossalen Heuschober und Getreide-Tristen von 20 bis 30 Klafter Länge, welche viele Tausend Metzen in sich beherbergen, aufgehäuft zu sehen, so wie die vielen Menschen und Pferde, deren Zahl sich oft auf mehrere Hundert beläuft, durch gegenseitiges Zusammenwirken das regste Leben bethätigend, zu erblicken. Auf jedem solchen Tretplatze sind mehrere Aufseher angestellt, die darüber wachen, dass die Arbeit gehörig vollzogen, und die Aufmessung des gewonnenen Getreides pünktlich geschehe.

In grösseren und rationellen Wirthschaften wird das Getreide in Kornmagazinen bewahrt, oder auch noch bei Vielen in Fruchtgruben (ungarisch: *Verem* genannt) aufgehoben. Diese Gruben werden bouteillenförmig in die Erde gegraben, so, dass darin 150 bis 200 Metzen (Scheffel) Frucht Platz haben. Um dieselben nun zur Aufbewahrung des Getreides tauglich zu machen, werden sie mit Stroh gefüllt, dieses angezündet, das Feuer ein, zwei Tage unterhalten, um so der innern Thonfläche mehr Festigkeit zu geben, und den Erdgeruch zu benehmen. Nachdem dies geschehen, und das Getreide in eine solche Grube geschüttet wurde, wird die oberste Oeffnung mit Lehm zugestampft und ein conischer Hügel von Erde darauf geformt.

Sowohl das frühere als das nun erwähnte Verfahren ist die gewöhnliche Ausübung, um das Getreide aus seinen Aehren zu gewinnen und aufzubewahren; diese Eigenthümlichkeit hat sich Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt und ihren asiatischen Ursprung bis heute bewahrt.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Unter-ungarischer Tretplatz. · Alföldi szérü. Aire en Basse Hongrie.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

IV.

DIE HIRTEN.

Die Hirten.

Die Hirten in Ungarn sind ein kräftiger und schöner Menschenschlag. Dieselben stehen, von der lieben Natur, unter deren Fittichen sie aufgewachsen, an Gesundheit und Kraft wie gepanzert da, um allen schädlichen climatischen Einflüssen zu trotzen und diese unverdrossen, ja heiter zu ertragen. Es liegt in diesem idyllischen Leben eine gewisse Poesie; sie haben das erste Morgenroth und die ersten Sonnenstrahlen, ihnen leuchten die Sterne und der helle Mond wohl am längsten. An jede Entbehrung gewöhnt, haben sie auch wenig Bedürfnisse. Einfach in der Nahrung, einfach in der Kleidung, Jahr aus Jahr ein in ungebundener Freiheit auf der Heide, ohne ein anderes Dach zu haben, als jenen unendlichen Schirm des blauen Himmels, ist ihre Natur ungezähmt geworden. Brod und Speck ist ihre tägliche Kost; kommt dazu noch Wein und Tabak, so ist dies hinreichend für das Glück dieser Leute, die mit so Wenigem zufrieden sind. Ihre einzige Kleidung ist ein weites Hemd und ähnliches Beinkleid von grober Leinwand in Fett getränkt, das sie vor Ungeziefer schützt, ein breitkrämpiger Hut auf der sonnigen Heide ihr einziger Schatten, ein zottiger Pelz der alleinige Schutz gegen Nässe, Kälte — und zugleich ihr Federbett für die ganze Lebenszeit. Die Schafe, Pferde und Rinder sind ihre alleinigen Gesellschafter, daher dieselben auch ihre ganze Neigung besitzen, die sich schon in dem zarten Alter des Hirtenknaben ausspricht, der mit neun oder zehn Jahren diese Lebensweise beginnt und nur allein diese kennt, welche ihm zur Gewohnheit, zuletzt zum Bedürfniss wird. Vom Knabenalter her beobachtet er schon die Natur der ihm anvertrauten Thiere, kennt also ihre Neigungen und Gewohnheiten, und weiss daher durch Generationen die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden Stückes in der Herde zu nennen.

Der Ungar liebt im Allgemeinen die Viehzucht und widmet sich ihr mit Vergnügen; dieselbe ist daher im Lande ziemlich ausgebreitet und erfordert zur Pflege und Aufsicht viele Menschen, wodurch die grosse Zahl der Hirten im Lande herrührt. Dies mag wohl im Lande zu jener Sage Anlass gegeben haben, wonach einst Fürst Eszterházy, der für den grössten Besitzer in Ungarn gilt, eine Wette mit einem reichen Lord in England eingegangen wäre: „dass er mehr Hirten, als Se. Herrlichkeit Schafe habe,“ — und „dass der Fürst die Wette auch gewann.“

Die Hirten kann man in fünf Classen theilen, deren jede nach der Verschiedenheit des ihnen anvertrauten Viehes ihre Benennung bekommt, als:

A. Der Schafhirt (ungarisch: *Juhász*)
B. Der Rindviehhirt (ung.: *Gulyás*)
C. Der Büffelhirt (ung.: *Biraly Csordás*)
D. Der Rosshirt (ung.: *Csikós*)
E. Der Schweinhirt (ung.: *Kondás*).

Um nun die Lebensart dieser Hirten en détail zu geben, ist es nöthig, früher die im Lande bei der Wirthschaft übliche Führung zu schildern, um dadurch die Gewandtheit und Gebräuche der Hirten von diesem Gesichtspunkt aus beleuchten zu können.

A.

Der Schafhirt (ungarisch: Juhász).

Die Schafzucht ist in Ungarn ein beliebter Zweig der Landwirthschaft; man widmet ihr viel Sorgfalt und hat dieselbe bereits auf eine schöne Stufe des Gedeihens gebracht. Als Beleg dessen mag angeführt werden: dass, während noch vor vierzig Jahren „Schwartner" die Zahl der Schafe bloss auf acht Millionen angab, dieselbe seit der Zeit sich verdoppelte, und gegenwärtig nach „Fényes" siebzehn Millionen beträgt. Namentlich haben sich seit der glorreichen Regierung Maria Theresias, die dazu den ersten Hebel gab, die Schäfereien in Ungarn sowohl quantitativ als qualitativ potenzirt. Es war, als hätten die grössern Grundbesitzer einen Wettkampf zu bestehen, um die Schafzucht im Lande zu heben; ja, kein Comitat war zu finden, dessen Losungswort nicht die Vermehrung und Veredlung der Schafe gewesen wäre. Daher gibt es im Lande gegenwärtig Schafzüchter, deren Bestreben dahin zielt, ihre Schäfereien den ersten Mährens, Schlesiens und Deutschlands zur Seite gestellt zu wissen. In Ungarn ist die Schafzucht zweierlei: — In dem grössten Theile Ungarns, welcher die Ebenen und sanften Berge umfasst, werden die Schafe bloss wegen ihrer Wolle gehalten, — dagegen im Norden Ungarns, den Comitaten Arva, Thurócz, Liptau, Sohl, Honth, Gömör und Zips, hauptsächlich wegen der Bereitung der Käse.

Das Leben der Schäfer, obwohl dieselben zur Classe des halbwilden Volkes der Hirten gehören, ist durch die Sorgfalt, welche man den Schafen widmet, nicht so ganz isolirt und von jeder gesellschaftlichen Berührung getrennt, als jener, die Sommer und Winter unter freiem Himmel mit den Pferden oder Rindern zubringen.

In den geregelten Wirthschaften werden die Schafe täglich zur Nacht in die Schafstallungen getrieben, die sich entweder in der Nähe des Dorfes befinden, oder für sich, mit mehreren Gebäuden, in welchen das Zugvieh und das Dienstpersonal ist, einen ganzen Meierhof bilden, den oft vierzig bis funfzig Menschen bewohnen, daher ihre Lebensart im Ganzen mehr civilisirter erscheint. Ihre Nahrung ist auch besser, da sie täglich, bevor sie die Schafe zur Weide treiben, eine gekochte Speise geniessen und sich dann füglich den Tag über mit Brod und Speck begnügen. Ihre Kleidung, die im Sommer aus grober Leinwand besteht, haben nicht Alle in Fett getränkt; besonders die Schäfer in Mittel-Ungarn, die ausserdem im Winter Pelzhosen und eine Pelzjacke von zottigen Schaffellen verfertigt, tragen, daher für den Winter gegen die Kälte sehr gut versorgt sind.

Die Ober-Schäfer (Schafmeister, ungarisch: *Juhász-Gazda* genannt) sind wohlgenährte Leute, die meist eine grössere Bezahlung beziehen, da sie oft auch die Unter-Knechte (ungarisch: *Bojtár* genannt) bezahlen müssen, welche sie sich je nach der Zahl der Schafherde, die ihnen anvertraut worden, dingen, und oft fünf bis sechs Knechte zu halten gezwungen sind.

Es gibt aber auch Wirthschaften, wo die Schäfer einen gewissen Theil ausser der üblichen Bezahlung von dem Ertrage der Gesammtwolle zugesichert bekommen, oder sogar einen bestimmten



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp in Düsseldorf.

Der Schafhirt. A'juhász. Le berger.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Theil der Herde als Eigenthum inne haben. Diese sind meist vermögende Leute, die dann oft für sich selbst eine Heide pachten, grosse Schäfereien haben, und ungarisch *Birkás* heissen.

Jenseits der Donau, um Stuhlweissenburg herum, sind die Schafhirten gleichsam zünftig. Um eine gewisse Zeit im Herbst, kommen sie nach Stuhlweissenburg, bringen dort mehrere Tage in Saus und Braus zu, um während dieser Zeit in der Umgegend als Schäfer gedungen zu werden.

In Unter-Ungarn auf den weiten Ebenen, wo sich grosse Schafherden befinden, ist der geduldige Langohr ihr steter Begleiter. Man sieht diese in der Herde so heimischen Esel hochbeladen mit Pelzen und Essprovision in Mitten der Schafe einhertrollen oder weiden. Dieselben sind die Vertrauten der Schafhirten; denn gibt es eine Kunde, welche nach dem nächsten Dorfe oder Meierhofe zu bringen wäre, oder ist es etwa der Durst, welcher den Schafhirten nach der Steppen-Schenke (*Csárda*) zieht, so ist ja der Esel sein Eilpferd. Er reitet auf demselben mit umgehangenem Pelz ohne Sattel, ohne Zaum, bloss mit einem Knüttelstock, mit dem er den Esel lenkt, der oft Stunden lang vor der Schenke im sanften Schlummer seines Gebieters harrt. Nebst diesem sind die zottigen, grossen sogenannten Schäferhunde seine treuen Wächter, die ebenbürtig dem ungarischen Stamm, mit demselben (nach *Szirmay*) aus Asien kamen; sie verschonen nicht nur die Herde vor der Habgier des Wolfes, sondern sind auch für jeden ungebetenen Gast gefürchtete Feinde, und des durch die Heide wandernden Rastel-Binders stete Plage. Büffon meint, sie wären den Hunden in Sibirien vollkommen ähnlich, und haben mit denselben gemein, im Winter sich gerne im Schnee zu wälzen. Die Hirten geben ihnen meist Namen nach den ungarischen Flüssen: Duna, Tisza, Sajo (*Donau, Theiss, Sajo*), da sie der Meinung sind, ein Hund der einen solchen Namen führt, würde nie wüthend. Nun so ausgerüstet zieht der Schafhirt auf das Grasmeer der weiten Ebenen; dort stützt er sich auf seinen Knüttelstock, um sein Auge an der Ueppigkeit und Fülle seiner weidenden Herde zu laben, oder bläst seinen Dudelsack, was meist bei den Schafhirten in Mittel-Ungarn üblich, und ergötzt sich an seinen Lieblingsweisen, deren lustig klingende und schnarrende Töne in den weiten Lüften verhallen.

In Ober-Ungarn dagegen, wo die Schafzucht der Käse wegen gepflogen wird, erscheint auch die Lebensart der Schafhirten verändert. Die Schafe werden im Frühjahre, gegen Ende April in Herden von einigen Hundert Stück für den ganzen Sommer in's Gebirge hinauf getrieben, dort auf den Feldern die erforderlichen Schafstätten als Nachtlager für die Schafe aus dünn gespaltenem und geflochtenem Tannenholz gemacht, welche deutsch Körbe, slavisch wörtlich *Kossare* heissen. In eine solche Schafstätte wird die Herde, um die Felder der Reihe nach zu düngen, über die Nacht getrieben, dort drei Nächte hindurch gehalten, dann die Schafstätte weiter versetzt, bis das ganze Feld gedüngt worden. Nicht weit von diesen Schafstätten befindet sich die Schäferhütte (slavisch: *Szallas*). Diese wird von ungezimmertem Holze erbaut und mit Schindeln gedeckt. In dieser Hütte macht der Oberhirt (slavisch: *Bačaz*) die so beliebten Käse, die entweder als runde Ballen-Käse von 10 bis 20 Pfund Inhalt, oder als längliche, in zierlich ausgeschnittener Form, erscheinen und *Osstepky* genannt werden, oder sogenannte Brimsen-Käse, in Dös'chen aufbewahrt, die bis Wien ausgeführt werden.

Die Hirten geniessen als Speise die saure Molke mit einem Stück Brod, — das ist ihre Kost den Sommer hindurch; selten geschieht es, dass sie sich ein Stück Fleisch kochen. Diese einfache Kost und die gesunde frische Gebirgsluft macht es, dass diese Leute blühend aussehen und im Herbst strotzend vor Gesundheit nach Hause kommen. Die Schafknechte (slavisch: *Wallachi*) leben auch nicht müssig; sie sind in Handarbeiten geschickt, daher stricken sie nebenbei wollene Handschuhe, Fusssocken, und schnitzeln hölzerne Löffel. Als Dudelsackpfeifer werden sie

oft zu Hochzeiten benutzt, da sie dies Instrument, sowie die lange Flöte (slavisch: *Fujera*), sehr geschickt handhaben. Ihre Tracht ist ganz einfach und besteht bloss in einem leinenen Hemd und ähnlicher Hose, welche sie schon im frühen Herbst mit einer tuchenen vertauschen; ihren Leib umgibt ein breiter lederner Gürtel (da ihr Hemd sehr kurz), der mit messingenen Knöpfen und Schnallen geziert ist. Sie haben sehr schönes Haar, das sie in dreitheilige an der Seite herabhängende Zöpfe einflechten, den Kopf mit einem breitkrämpigen Hut oder einer Schafpelzmütze bedecken, und ihre Füsse mit Bund-Schuhen versehen, die sich besonders zum Bergsteigen eignen. Vor dem Regen und kalten Winden schützt sie ihre *Halena,* eine braune lange Jacke von Kotzen-Tuch, welche sie über die Schultern hängen und sich in der Kleidung dadurch von den unter-ungarischen Schafhirten unterscheiden, welche Sommer und Winter hindurch ihren ungarischen Pelz (*Bunda*) nicht entbehren.

Ausser ihrem Knüttelstocke führen sie mit sich eine Handaxt (slavisch: *Wallaska*), mit der sie sehr geschickt im Werfen und Einhauen umzugehen wissen. Von Natur aus sind sie oft die geschicktesten Gymnastiker: denn mag es eine Wette oder einen Spass gelten, genug, sie besteigen die höchsten Tannen- oder Fichtenbäume, hauen den Gipfel ab, und stellen sich mit dem Kopfe darauf, die Füsse gerade in die Höhe gestreckt. (*Hesperus* 1818).

Auch hier im Gebirge sind ihre treuen Begleiter und Wächter ihre schönen, grossen Schäferhunde, die durch ihre Grösse und Stärke den dort gefürchteten Wölfen imponiren. Doch sieht man in diesen Gebirgsgegenden bei der Schafherde keine Esel, nur in den Flächen Unter-Ungarns sind dieselben den Schafhirten als Pack- und Reitthiere unumgänglich nöthig geworden.

Dies sind nun die Grundzüge des Bildes, welche die Lebensart des Schafhirten Ober-Ungarns ausmachen, und diesen Menschenschlag als einen geschickten und flinken bezeichnen.

B.

Der Rindviehhirt (ungarisch: **Gulyás.**)

Als wilde unbändige Bewohner der grossen Sand- und Grasflächen an den Ufern der Theiss und Donau, meist aber auf den breiten Steppen zwischen Debreczin, Gyula, Temesvár, Neusatz und Pesth, findet man die auffallend schönen ungarischen Kühe und Ochsen von weissgrauer Farbe, hohem Wuchse und langen Hörnern, die ihre Zierde ausmachen. Entsprechend dem Begriff des Schönen und Kräftigen, stehen ihnen ihre Hirten, *Gulyás* genannt, würdig zur Seite, die als schöne kräftige Männer genugsam Stärke und Gewandtheit besitzen, um dem tobenden Wildfang zu gebieten, und denselben wann immer dem Besitzer zur Verfügung zu stellen. Die Zahl des Rindvieh's wird in ganz Ungarn nach Fényes's Statistik auf 4,800,000 angegeben.

Das Schönste wird stets in den wilden Herden gezogen, welche Sommer und Winter hindurch auf der weiten Steppe, ohne unter ein Obdach zu kommen, sich befinden. Insbesondere zieht Graf Károlyi und Graf Coloman Almásy, hauptsächlich aber die Gräfin Petronella Csáky auf ihrer Körmösder Heide des Biharer Comitats das allerschönste ungarische Hornvieh, dessen Werth man so hoch schätzt, dass eine Kuh mit 500, ein Stier mit 1000 Gulden Conv. Münze bezahlt werden. Der Ruf dieses Rindvieh's ist selbst ausser dem Lande begründet. Aus Polen und Russland kaufen hier oft die reichen Besitzer Stiere, um ihre Zucht zu heben, und trotz der höchsten Preise hält



Rindviehhirt. Gulyás. Bouvier.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Rindviehhirt. Gulyás. Bouvier.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

es oft schwer, einige zu bekommen. Als Seltenheit mag hier erwähnt werden, dass in dieser Viehherde sich vor etlichen Jahren ein junger Ochs von seltener Grösse und Schönheit befand, dessen einzelne Hörner die Länge von vier und einem halben Schuh hatten, und die Breite des Zwischenraumes vom Spitz des einen Horns bis zum andern, acht und einen halben Schuh betrug.

Das Leben des Hirten ist an die Heide gefesselt. Dort, wo die wilde Herde Sommer und Winter grast, oder auf dem Schnee ihr Futter bekommt, ist die üppige Weide und Gottes blaue Luft seine ganze Welt; dort, in Mitte der ihm anvertrauten Rinder sein stetes Domicil, (ungarisch: *Cserény*). Ein zweirädriger Wagen enthält seine Speisekammer, in der sein Brod, sein Speck, sein Salz und seine einfache Kleidung, nämlich etwa ein Leinenhemd und eine Hose, sich befinden. Ein grosser Busch des ungarischen Pfeffers (*Paprika* genannt) hängt an der Ecke des Wagens, als wäre dies das Aushängeschild der Speisekammer. Unter dem Wagen lauert die Katze, die mit ihm in die Heide zieht, und seine treuen Hunde, die ihn auf jeden Schritt begleiten und umgeben. Für ihren Heisshunger zu sorgen, ist er stets bedacht, das Fleisch des krepirten und bereits abgedeckten Viehes, als Essprovision seiner treuen Wächter, auf eine hohe Stange zur Aufbewahrung zu hängen.

Dicht am Wagen stehen seine Pferde, welche er stets in der Nähe haben will, um sich sogleich aufs schnelle Ross zu schwingen, gilt es etwa einen entschlüpften Wildfang der Herde zuzuführen, oder einige Rinder aus der Herde auszuscheiden, was er zu Pferde durch die geschickte Handhabung seiner Peitsche schnell bewerkstelligt.

Ein Stroh- oder Schilfgeflecht umgibt seine Feldküche, und schützt das Feuer vor dem Winde. Hier kocht er sein Lieblingsgericht, welches sich von der Heide durch seinen köstlichen Geschmack in die ersten Traiterien herauf geschwungen: es ist dies das sogenannte „*Gulyásfleisch*," das er ganz einfach bereitet, indem er das Rind- oder Hammelfleisch in kleine Stücke zerschneidet, in eine blecherne Pfanne legt, etwas Wasser darauf giesst, dazu gehörig Salz, Zwiebel und Paprika gibt, es so lange kocht, bis das Wasser ausdünstet und eine Sauce zurücklässt, — wornach das Gulyásfleisch fertig ist. Doch hat er diesen Leckerbissen nicht täglich, im Allgemeinen muss er sich oftmals bloss mit Brod und Speck begnügen.

Bei jeder Herde sind je nach der Zahl der Rinder mehrere Hirten; einer als Oberhirt, dem die Leitung und Verantwortung obliegt, die übrigen seine Knechte. Der Oberhirt hat nebst seiner Bezahlung freien Unterhalt von zwanzig bis dreissig Stücken Rinder, so wie zwei bis drei Pferde, die in der Herde mitweiden. Zum unentbehrlichen Bedürfniss eines jeden Hirten gehört der ungarische Pelz (*Bunda*), welcher nebst dem blauen Leibchen, leinenen Hemd und Hose, seine ganze Toilette ausmacht; nebstbei ist ihm auch die Tabakspfeife unentbehrlich; sich stützend auf seinen Knüttelstock, schmeckt ihm das Rauchen ganz behaglich. Sein Tabaksbeutel ist stets vorn in den Bund seiner leinenen Hose eingezwängt, von dem an sehr schmalem Riemen der Feuerstahl oder das Messer, das denselben oftmals vertritt, herabhängt. Seinen breitkrämpigen Hut ziert eine Pflanze, die häufig auf der Heide gefunden, gern von dem ungarischen Landburschen an den Hut geheftet wird, da dieselbe Monate lang ohne zu verdorren jeder Witterung trotzt, und die ungarisch *Árva leány* (Waisenmädchen), nach Linné *Stipa pennata,* deutsch *Haarförmiges Pfriemengras* heisst.

An Kraft und Behendigkeit ist er nicht zu übertreffen, nur zu bewundern. Er ist ja oftmals im Stande, mit einer solchen Kraft die junge Kuh oder den Ochsen an den Hörnern zu fassen, dass denselben die üblichen Zeichen auf die Lenden eingebrannt werden können. Ja, oftmals genügt es sogar, um dem wilden Stier die Hörnerspitzen absägen zu können, dass zwei kräftige Gulyás denselben, nachdem sie ihn mit einem rosshaarenen Seil gefangen, und am Hinterkopf mit

einem schweren Heubaume niedergedrückt haben, ohne Kraftaufwand anderer vieler Menschen, allein festhalten, der eine bei dem Seile, der andere beim Schweife.

So wird auch das Ausscheiden der jungen Stiere durch dieselben auf eine eigenthümliche Weise vorgenommen. Nachdem die zum Castriren bestimmten Stiere in einen Stall (*Akol*) getrieben wurden, legen die Hirten ihre Pelze, Hüte, Stöcke und Peitschen auf die Pflöcke, welche gewöhnlich vor einem solchen Stalle sich befinden, und zwar in der Absicht, dass die durch die Musterung in Wuth versetzten Rinder, sobald dieselben aus dem Stall herausgelassen werden, ihren Zorn nicht etwa an einem unschuldigen Menschen, sondern an den ihnen entgegenstehenden mit Pelzen und Hüten beladenen Pflöcken ausüben mögen, was denn auch wirklich meist der Fall ist. Der wilde, zu einem Castraten herabgewürdigte Ochse springt voll Zorn mit einem Satze aus dem Stalle heraus, eilt dem nächsten Pflocke schnaubend entgegen, stösst denselben um, und läuft dann, gedämpft im Zorn, der weidenden Herde zu.

Obwohl die Hirten durch Kraft und Behendigkeit berühmt sind, so beurkundet sich leider ihre Gewandtheit oftmals auch im Verhehlen und Stehlen der Rinder, deren sie oft mehrere über Nacht von den entfernten Herden Meilen weit wegtreiben, listig verhehlen, und auf ihren flüchtigen Pferden schon in der Frühe bei ihrer Herde, als wären sie von der Stelle nicht gewichen, sich wieder einfinden.

Von diesen Hirten, die bei der wilden Herde Jahr aus Jahr ein auf der Steppe leben, unterscheiden sich in Manchem sowohl durch die Lebensart, als auch an Behendigkeit und Gewandtheit diejenigen, welche die Melkküh-Herde eines Dorfes hüten, da sie im Dorfe leben, die Kühe täglich zum Melken nach Hause treiben, und bloss vom Frühjahre bis Spätherbst sich den Tag über mit der Herde auf der Weide befinden. Sie werden ungarisch *Csordás,* und die Herde *Csorda* genannt.

C.

Der Büffelhirt (ungarisch: Bivaly-Csordás).

Die Büffel-Zucht wird in Ungarn nicht allgemein betrieben, sie bietet dem Landmanne wenig Vortheil, und ist nicht für jede Gegend geeignet; daher kommt selbe nur in manchen Gespannschaften, namentlich Tolna, Somogy, Oedenburg, Zala und Zemplin vor, besonders in Gegenden, die ein feuchtes Clima, morastige Weiden, und die grössern Seen Ungarns inne haben. Deshalb verträgt auch kein anderes Hornvieh das feuchte Clima und die nasse Weide, als eben die Büffel, welche nicht gleich dem andern Rindvieh von der Nässe durch die Egelkrankheit (*Métely*) hingerafft werden; hierin liegt hauptsächlich der Grund ihrer Zucht. Man findet dieselben ganz einheimisch in Paks (*Tolnaer Comitat*) Marczaltö, und in einigen Orten der Rabau (*Rabaköz*), wo sie im Grossen gezogen, förmliche Herden bilden, und selbst die Bauern sich mit der Zucht befassen, wie in Szany (*Oedenburger Comitat*), wo man fast gar kein anderes Rindvieh sieht, als jene schwarzen Tibetaner. Sie werden meist zu allerlei häuslichen Arbeiten, wegen ihrer Trägheit äusserst selten zum Feldbau verwendet.

Die Büffel nehmen mit dem schlechtesten Futter fürlieb, begnügen sich mit Stroh oder schlammigen Heu, welches für ein anderes Hornvieh höchstens zur Streu verwendbar wäre. Im



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Büffelhirt. Bivaly = csordás. Pâtre gardant les buffles.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Büffelhirt. Bivaly = csordás. Pâtre gardant les buffles.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Winter benöthigen sie sehr warme Stallungen und werden bloss zur Tränke herausgetrieben, da ihnen sonst bei grosser Kälte der Schwanz abfrieren würde.

Die Hüter, welche die Büffel im Sommer auf die Weide treiben, oder im Winter in den Stallungen pflegen, haben in ihrer Lebensart nichts Eigenthümliches, und verdienen hier nur in soweit erwähnt zu werden, dass in der Somogy ihre Kleidung, welche sie mit dem Landvolke jener Gegend eigen haben, malerisch aussieht: Ein breites Hemd sammt *Gatyen* (Hosen) von Leinen mit langen Franzen versehen, oder Spencer und Hose von blauem Tuche, welche über die *Csizmen* (Stiefeln) geht, und bis herab mit gelben Metallknöpfen versehen ist, kleidet sie recht gut. Zudem eine Art Mantel, dessen Seiten und viereckiger Kragen mit rothem Tuche verbrämt sind, geben dem Ganzen die völlige Zierde. Der breitkrämpige Hut ist hoch aufgerollt, betroddelt, und mit breitem schwarzen Sammt eingefasst.

Diese Hüter, die zu den Herden, und die Knechte (*Bivalyos*), die zu den Ochsen verwendet werden, sind ihrer Individualität nach dem Büffel ziemlich ähnlich; denn meist träge, zum Arbeiten faule Leute, bedingen sich als Knechte, oder die Blöden des Dorfes übernehmen so zu sagen die Wartung der Büffelherde.

Obwohl diese schwarzen Sklaven ihren Hütern nichts thun, ja, sich von ihnen jede Misshandlung gefallen lassen, so ist doch das Leben dieser Hüter manchmal der Gefahr ausgesetzt: indem, wenn einer der Büffel in der Herde, durch einen unbekannten Gegenstand oder eine auffallend grelle Farbe erzürnt wird und den Gegenstand verfolgt, sich sogleich die ganze Herde erhebt und mit zur Verfolgung zieht; so zwar, dass dem Hüter nichts übrig bleibt, als sich schnell zu flüchten. Es ist, als erhöbe sich eine Elephantenschaar, und die Erde scheint unter der Last zu beben. Dies veranlassen meist die Stiere, welche mit der Herde herausgetrieben werden und sehr böse sind, daher denselben zwischen die vordern Füsse ein Klotz (*Kaloda*) angebracht wird, welcher sie dann am Laufen hindert.

Die Hüter haben gewöhnlich bei der Herde einen Hund; dieser ist dazu abgerichtet, die Büffel aus den Morästen, in denen sie oft liegen, wenn sie nach Hause getrieben werden sollen, aufzuscheuchen und um die Faulenzer in Gang zu bringen. Eigenthümlich ist es, zu sehen, wie diese riesigen Thiere dem kleinen gewohnten Gebieter Folge leisten, während sie jeden fremden Hund, der sich der Herde naht, sogleich verfolgen und sich zu seinem Angriffe insgesammt erheben.

Die Hüter tragen ein Handbeil (*Fokos*) und eine lederne mit Knöpfen gebundene Peitsche, deren Stiel bei den Knechten dagegen, welche bei den Ochsen zur Arbeit verwendet werden, obendrein noch mit einem eisernen Stachel versehen ist, um wenigstens ihren Untergebenen etwas fühlbarer zu werden, und dieselben zum schnellern Gang anzutreiben. Allein die Pflegmatiker wollen oft nicht gehorchen, und ist etwa im Sommer die Hitze zu gross, so werden die trägen Thiere flüchtig und segeln blitzschnell mit voller Ladung dem nächsten Bache zu, um sich gemüthlich hinein zu legen.

D.

Der Rosshirt (ungarisch: **Csikós**).

Der Ungar hat eine besondere Vorliebe für die Pferdezucht; jenen Beruf, der ihm die Pflege und Wartung der Pferde anweist, erfüllt er mit Lust und Eifer, daher die Pferdezucht in Ungarn sich der rühmlichsten Fortschritte erfreut.

Voran stehen die kaiserlichen Gestüte zu Mezöhegyes und Bábolna, deren erstes bei tausend Mutterstuten zählt. Es sind aber auch sehr viele Gestüte von Privaten, wo durch Einkauf englischer Hengste und Stuten der Pferdezucht im Lande ein grosser Aufschwung gegeben wurde, zu welchem namentlich auch die jährlichen Pferderennen und häufigen Parforçejagden als mächtigster Hebel dienen. Es genügt hier Grafen Hunyady zu erwähnen, dessen Name in den „Hippologischen Annalen“ rühmlichst bekannt ist. Grössere (wilde) Gestüte von echt ungarischer Race sind schon wenige im Lande. Dieselben bieten einen dauerhaften und leichten Hussarenschlag; zwischen diesen das Gerébysche, so wie das Baron Podmaniczkysche, das jährlich 100 Remonten liefert. Der Verfasser kennt aus diesem Gestüte Pferde, die mit dem sechsten Jahre eingespannt, sich durch zwanzig Jahre als praktische Wagenpferde bewährten. Diese Art Gestüte sind das ganze Jahr unter freiem Himmel. Oft geschieht es, dass die Fohlen auf dem Schnee zur Welt gebracht werden, und nur höchst selten werden die Pferde, und das nicht alle, in der grimmigsten Kälte zur Nachtzeit in einen grossen Schoppen getrieben.

Leicht und flüchtig wie das ungarische Ross ist nun auch sein Hirt, ungarisch *Csikós* genannt. Von Kindheit an als Hüter beim wilden Gestüte herangewachsen, besitzt er Kühnheit genug, um als treuer Sohn der blossen Natur sich auf den bäumenden Hengst hinauf zu schwingen, ohne Sattel in die Weite zu sprengen, oder sammt dem Wildfang zu Boden zu stürzen, um so auf eine halsbrechende Art die Bravour seines Muthes zu beweisen.

Gleich den Beduinen der arabischen Wüste lebt er auf der Steppe stets zu Pferde, und die unterungarischen Puszten sind ihm eben so, wie den Indianern die endlosen Grasebenen Südamerikas, seine Heimath geworden, auf denen er ohne eine Gefahr wissend, oder eine Furcht kennend, sich glücklich fühlt. Im Gestüte kennt er die Tugenden und Fehler eines jeden einzelnen Pferdes vom Urgrossvater her bis zum Urenkel, und erzählt dieselben treu seinem Sohne, so, dass die Geschichte des Pferdes traditionell Generationen hindurch sich fortpflanzt.

Einfach in der Kleidung, würde ihn ein Tuchkleid, ausser seinem blauen Leibchen geniren, daher ist ein Hemd und eine Hose von Leinen nebst der ungarischen Bunda, seine einzige Tracht. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger Hut, die Füsse grosse *Csizmen* (Stiefeln), deren weite Röhren sein Portemonnaie und Pfeifenbehälter ist. Im Verlauf des Tages raucht er viel, und weiss wohl, wie lange der Tabak in seiner irdenen Pfeife anhält; daher gebraucht er die Tabakspfeife oft als Zeit und Entfernungsmass. Eine Peitsche und ein Stock sind seine Waffen, mit denen er meisterhaft umzugehen weiss. Ein Reitpferd zu haben, ist für ihn ein Lebensprincip; hat er daher keines, so hält er es durchaus für keine Sünde, das best bekannte zu entwenden, — denn als Pferdedieb ist er der grösste Meister geworden.

Mit einer Geschicklichkeit fängt er aus dem Gestüte jeden Wildfang heraus. Kommt ein Käufer, so genügt es, ihm nur anzudeuten, welches Pferd er fangen soll, und in einem Augenblick hat er es gefesselt. Die Fangschnur oder Schlinge (*Arkány*) ist von Rosshaar, und wird früher durch den Csikós in Wasser getränkt, bevor er den Wurf zum Fange des Pferdes macht. Nun



Roſshirt. Csikós. Pâtre gardant les chevaux.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Roſshirt. Cṣikós. Pâtre gardant les chevaux.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

schlägt er seine weiten *Gatyen* (Hosen) herauf, um im Laufen ungehindert zu sein, nähert sich dem Pferde auf eine gewisse Distance, wirft unversehens demselben mit aller Geschicklichkeit die Schlinge um den Hals, und während er dieselbe anzieht, wirft er sich schon auch selbst zu Boden, um den Strick mit ganzer Gewalt anziehen zu können. Das wilde Ross am Halse zugeschnürt, fällt zu Boden, welche Zeit sein Knecht, der ihm den Strick zu halten geholfen, dazu benutzt, um dem stampfenden und schnaubenden Wildfang die Halfter anzulegen. — Ja, wünscht Einer des Csikós Bravour zu sehen, so ist er bereit, den Wildfang auch sogleich zu reiten; indem er sich mit ausgespreizten Füssen über ihn stellt, die Schlinge lockert, worauf das Pferd Luft bekommt, wild aufspringt und den Csikós hebt, — der wie angenagelt ihm schon auf dem Rücken sitzt, das Ross peitscht und so in die weiten Lüfte rennt, bis dem Wildfang der Athem stockt — und er sich dem Bändiger ergiebt.

Oft ist die Kraft und Behändigkeit des Csikós so gross, dass es ihm gelingt — um ein Pferd zu fangen — zu demselben zu schleichen, mit aller Kraft um seinen Hals sich zu klammern, und durch seinen Knecht, der herbeigesprungen, dem Wildfang im Nu die Halfter auf den Kopf anlegen zu lassen.

Daher ist das Leben des sonngebräunten Rosshirten auf den endlosen Steppen Ungarns stets durch Kühnheit und Verwegenheit allbekannt. Der Csikós lebt und stirbt zu Pferde, und ist er etwa Soldat, so hat er im Hussarenregimente an Geschicklichkeit und Heldenmuth nicht seines Gleichen.

E.

Der Schweinhirt (ungarisch: **Kondás**).

Zum Haushalt des speckliebenden Bauers in Ungarn gehört ein Mastschwein. Man findet selten ein Dorf — mag es noch so arm sein — in welchem es an einer Schweinherde fehlt, wenngleich Kühe, Ochsen und Pferde nicht gehalten werden können. Darin sind die Bewohner der Ebenen, so wie der Hochgebirge Ungarns, in ihrem Bedürfnisse gleich gestellt. Das Schweinfleisch gehört unter die Leckereien des Bauers; Würste, Braten, sind ihm die grösste Gourmandise. Als Zeichen des freundschaftlichen Einvernehmens werden stets beim Schweinschlachten die Gevattern und Nachbarn als Gäste geladen, und somit hat der Sautanz auf dem Lande das Gepräge eines häuslichen Festes. Ueberhaupt ist die Schweinzucht für den Landmann, wodurch dessen Nahrungsbedürfnisse vielfach gedeckt werden, äusserst wichtig, und selbst des ärmsten Bauers erste Fürsorge. Es ist daher natürlich, dass bei der ausgebreiteten Zucht, die in Ungarn Statt findet, ein jedes Dorf einen Schweinhirten haben muss.

Nach Lichtensterns Angabe wird die Zahl der Schweine in Ungarn auf 3,560,000 Stück gesetzt, während „Fényes“ in seiner Statistik die Gesammtzahl, die Grenzen (Confinien) mit eingerechnet, auf 4,000,000 angibt.

Die meisten Schweinherden sind in jenen Gegenden, in denen sich ausgebreitete Eichen- und Buchenwaldungen befinden. Hauptsächlich kann man das Arader und Biharer Comitat, in denen zugleich viel Mais erzeugt wird, als den reichhaltigsten Maststall anführen, wo oft einzelne Besitzer mehrere Hundert, ja Tausend züchten. So ist gegenwärtig im Arader Comitat zu Jenö, auf der Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Stephan, die schönste und vorzüglichste Zucht,

die wir im Lande haben, und im Veszprimer Comitate beim Grafen Paul Eszterházy wohl in der Beschaffenheit die eigenthümlichste, da dessen Zucht-Schweine die seltene Eigenschaft besitzen, nicht zu wühlen.

In Ungarn sind demnach bedeutende Borstenviehmärkte, und zwar ausser den vier Märkten zu Gyula im Békeser Comitat, zu Grosswardein und Debreczin, besonders aber zu Zaránd (Arader Comitat) im Monat December, wo bis 20,000 Schweine auf dem Markte zum Verkauf angeboten werden. In jüngster Zeit hat Ungarns Borstenviehhandel dadurch einen Hebel gewonnen, dass sogar bereits am Gestade der Nordsee, die grunzenden Bewohner des Bakonyer Waldes Werth und Eingang gefunden haben, und Hamburger Agenten periodische Ablieferungen aus Ungarn, per Woche von 400 Stück und mehr bewerkstelligten.

In den Gegenden nun, wo hundertjährige Eichen und ehrwürdige Buchen sich erheben, finden wir das eigentliche Leben, den echten Typus des Schweinhirten. Hier ist seine Welt; ihm behagt nicht die freie Ebene, sein Glück bedingt der finstere Wald. Schon sein steter Aufenthalt in Waldungen, bei Sümpfen und Morästen, wirkt nicht so mild auf sein Gemüth, als jener heitere Himmel, der sich in bunten Thälern oder Auen in seiner ganzen Pracht den andern Hirten entfaltet; daher kommt es, dass der Schweinhirt wohl der roheste unter den Hirten ist.

Er geniesst die einfachste Kost, oft Wochen lang lebt er bloss von Brod, rohem oder gebratenen Speck. Sein Kleid besteht in einem kurzen, schmierigen in Fett getränkten Hemde, dessen Länge höchstens bis zum Nabel reicht, dagegen aber ausserordentlich breite und lange Aermel hat, die ihm zum Schweiss- und Schnupftuch dienen; seine leinene Hose ist auch breit, allein so kurz, dass sie seine Knöchel unbedeckt lässt. Manche, die standesmässig sich zu kleiden glauben, tragen nebenbei ein blautuchenes Leibchen mit scharlachrothem Tuche eingesäumt. Ihre Füsse bedecken sie mit Bundschuhen, die aus breiten Sohlenlederlappen bestehen, welche oberhalb umgebogen, mit langen schmalen Riemen zierlich an den, bis zum Knie in leinene Lappen gewickelten und mit denselben Riemen umwundenen Fuss befestigt werden; diese Fussbedeckung heisst ungarisch *Bocskor*. Zuweilen tragen sie auch Csizmen, welche mit Eisen beschlagen, und auf der Ferse mit einem kleinen eisernen Stachel versehen sind. Als Kopfbedeckung haben sie einen breiten Hut mit aufgerollter Krämpe, im Winter manchmal eine einfache runde Pelzmütze von Lammsfell.

Als Schutz gegen Regen und Kälte dient ihnen ein Mantelartiges vom Kotzentuch gemachtes Kleid, welches der Ungar *„Szür“* nennt, und da sie dieses nur umgehängt tragen, so ist es vorn mit Riemen und messingenen Schnallen ausgerüstet; die Aermel pflegen sie gewöhnlich am Ende fest zusammenzuschnüren, um dieselben als Taschen benützen, und Brod und Speck darin tragen zu können. Ueber ihre Schultern ruht eine lang geflochtene Peitsche, deren Stiel mit Blei oder Zinn zierlich beschlagen ist. Diejenigen die sich meist in Wäldern befinden, haben auch eine Handaxt (*Balta*) als Waffe, deren Stiel auch mit Blei geschmückt ist. Sie halten ihre Waffe stets scharf, und bewähren in ihrer Handhabung die grösste Geschicklichkeit, namentlich wissen sie dieselbe so geschickt zu werfen, dass sie aus einer Herde eben das beliebige Schwein durch einen solchen Wurf mit der Axt hinter das Ohr treffen, dass es augenblicklich todt zusammenstürzt. Im Tanzen werfen sie diese Axt, während sie sich drehen oder herumspringen, in die Höhe, und fangen dieselbe gewandt auf, oder sie lassen selbe gleich einem Escamoteur durch die Finger laufen.

Im Ganzen sind sie äusserst flink, geschickt, und gute Arithmetiker — ohne eben die Zahlen zu kennen — indem sie zum Abschätzen der Waldungen während der Eichelung benützt,



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf

Schweinhirt. Kondás. Le porcher.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth

genau zu bestimmen wissen, wie viel Schweine auf dem ihnen angewiesenen Flächeninhalt gemästet werden können, oder welchen Pachtbetrag man für die Eichelung verlangen könnte.

Doch bei allen diesen Eigenschaften sind ihre Grundsätze in Betreff des fremden Eigenthums nicht eben die gewissenhaftesten, da sie dasselbe nicht respectiren, und eben so kühn als gewandt im Stehlen und Rauben sind. Wandelt sie etwa die Lust an, sich ein Schmaus- und Saufgelage zu bereiten, so ist ihr Plan gefasst: ein Schwein im Dorfe zu stehlen, oder, da sie in der Herde gewöhnlich mit dem herrschaftlichen Futter mehrere Stück unterhalten dürfen, einen freien Unterschleif auszuüben, ganze Herden unbemerkt aus ihren Schlafstätten herauszulocken, Meilen weit wegzutreiben, und durch Hehler, die ebenfalls Schweinhirten sind, zu verkaufen.

Dieses Leben und Treiben gab ihnen das böse Renommée: dass jeder Schweinhirt im Verdacht der Dieberei und Räuberei stehe. Und obwohl diese Hirten sich im Dienst gegen ihre Herren friedlich und gehorsam betragen, so bleiben sie doch für den Nachbar und Fremden unliebsame gefürchtete Gäste, deren Natur die verwegenste Rohheit und Kühnheit stempelt!

V.

DIE ZIGEUNER.

Die Zigeuner.

Wie wilde Zöglinge der freien Natur, gestählt, geätzt durch Frost und Sonne, treiben sich die Zigeuner in Mitte der Civilisation herum, ohne von derselben berührt worden zu sein. Nackt, bloss mit einigen Lappen bedeckt, trotzen sie eben so der grimmigsten Kälte, als sie im Sommer mit unbedecktem Haupte, ohne Unbehagen die Mittagssonne ertragen. Gleichsam verpönt von der Einwohnerschaft, ist am Ende des Dorfes ihre Wohnstätte, gleich einem Maulwurfshaufen von Erde und Lehm zusammen getragen, oder von wenigen Bretern und mit einem luftigen Dache von Reisern erbaut. Hier unterhalten sie in Mitte der Hütte ihr Feuer; es ist ihr einzig Element, um welches sie nackt oder in Fetzen gehüllt, im grössten Rauch zusammengekauert sitzen, Hunger und Durst ertragen, und trotz der Entbehrung, sich dennoch ihres Daseins erfreuen.

Für Nahrung zu sorgen, oder sich für längere Zeit mit Essvorrath zu versehen, ist ihnen zu beschwerlich und umständlich; ihre indolente Natur begnügt sich, den Raben gleich, mit dem Fleische der gefallenen Rinder oder Schweine, welches sie, wenn es ihnen in den Wurf kommt, gekocht oder gebraten als frugale Mahlzeit verspeisen.

Der Rauchtabak ist für Mann und Weib ein tägliches Bedürfniss; haben sie daran Mangel, so wird das Rohr aus der Pfeife gezogen, das Ende, welches von Tabaksaft geätzt ist, im Munde gehalten, oder die Asche aus der Pfeife heraus genommen, mit den Fingern in kleine Knollen zusammengebracht, und deren Bitterkeit und Schärfe oft eine Stunde im Munde gesogen. Sie sind daran so gewöhnt, dass sie lieber Hunger erleiden als Tabak entbehren; daher der bettelnde Zigeuner entweder einen Kreuzer, oder wenigstens die Asche aus der Pfeife verlangt.

Ihre Kinder, nackt geboren, werden ohne viele Umstände auch nackt erzogen. Gleich nach der Geburt eines Kindes, pflegen sie in der Hütte eine kleine Grube zu graben, hinein kaltes Wasser zu giessen, und so den Neuling zu baden, der, kaum einen Monat alt, schon von der Mutter auf ihrem Rücken in ein zerrissenes Leintuch gehüllt, bei Frost und Sonnengluth, mit blossem Kopfe getragen wird. Meist nur des Pathengeldes wegen getauft, wachsen ihre Kinder ohne Religionsunterricht im Unglauben auf, und hängen erwachsen der Religion jener Gegend an, in welche sie hinkommen.

Ihr Erwerbszweig ist der Blasebalg. Von Natur mit einem Hang zum Schmieden versehen, haben sie darin eine besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche als Erbtheil auf den Sohn übertragen, frühzeitig schon geweckt wird; so dass die Erziehung mit dem Bewegen des Blasebalges, welches dem Knaben obliegt, anfängt, und mit dem Schmieden der Nägel beendet wird.

Daher auch ihre Vorliebe, in der Nähe der Eisenhämmer zu wohnen, und Millionen von Nägeln zum Verkaufe zu verfertigen.

Sie haben keine Schrift, kennen keine Zahlen, und doch drückt ihre Sprache den Begriff der Zahlen aus; z. B. das Wort: „Jek“ bedeutet: Eins, — „Desch“: Zehn, — „Schell“: Hundert, — „Myllya“: Tausend, u. s. w.; daher wissen sie recht gut die zum Verkaufe gebotenen Nägel zu zählen und sich die ihnen dafür zukommende Summe zu berechnen.

Nebst dem Schmieden ist auch das Pfannenflicken ihr Geschäft, was übrigens häufig bei den sogenannten wandernden „Walachischen Zigeunern“ stattfindet, die auf mehreren Wagen, welche mit Kindern, einigen Pölstern, dem Blasebalge, Hammer, und manchmal mit dem mitziehenden Schweine beladen sind, von Dorf zu Dorf ziehen, nirgends fix domicilirt sind, und an einem Orte angelangt, auf dem nächsten Felde oder an einer breiten Strasse ihre Zelte aufschlagen, ihre Pferde gekoppelt daneben weiden lassen, und am Feuer vor den Zelten schmieden und Pfannen flicken, während ihre Weiber den Kunden, insbesondere der leichtgläubigen Bauerdirne aus der flachen Hand wahrsagen.

Wir finden die Zigeuner zuerst auf dem Boden Ungarns während der Regierung König Sigismunds sichtbar. Dieser hatte im Zipser Comitat den aus Hindostan ins Reich eingewanderten Zigeunern, unter ihrem Woiwoden Ladislaus, das Privilegium ertheilt: sich bei allen königlichen Freistädten, Flecken und königlichen Besitzungen niederzulassen, allen Schutz dabei zu geniessen, und alle ihre Streitigkeiten von ihrem eigenen Woiwoden entscheiden zu lassen. (Katona, p. 414). Diese Woiwoden oder Wajdas wählten sie vormals aus ihrem Volke; es sollen deren Viere gewesen sein, als: zu Raab, Leventz, Szathmár und Kaschau. Solche Wajdas haben auch Bestätigungsbriefe von der Königin Isabella im Jahre 1557 erhalten. (Siehe den k. k. Erbländ. Anzeiger). Die Spuren eines verfassungsartigen Zustandes, in welchem sich einst die Zigeuner befanden, scheint man daraus entnehmen zu können, dass sie noch vor mehreren Jahren in manchem Comitat, wo sie zahlreicher wohnten und Richter aus ihrer Mitte wählten, deren Obliegenheit darin bestand, darüber zu wachen, dass ihre Untergebenen nicht etwa vor der Entrichtung ihrer jährlichen Abgaben unsichtbar würden, wie auch ihre Streitigkeiten zu schlichten, und ihre Beschwerden der hohen Obrigkeit vorzutragen, auch einen Oberwaida hatten, wie diess noch im Jahre 1847 im Sohler Comitate vorkam, wo stets der Comitats-Obernotär (Schriftführer) zugleich ihr Oberwaida war.

Doch, bei dem Bestehen aller dieser Maassregeln, und obgleich Kaiser Joseph, der weise Monarch, auch für diese Menschen bedacht war, um sie je früher der Civilisation zuzuführen, (Reglement von 9. October 1783), welchem Grundsatz zufolge dieselben auf dem Lande unter die Bauern vertheilt wurden, um sie an ein geregeltes Leben, an den Pflug zu gewöhnen, so wollte diese wilde Pflanze doch keine Wurzel schlagen. Weder Kerker, noch Hunger, noch die Verachtung der Menschen konnten dieselben umformen. Es hat wenig gefruchtet; sie kehrten nach Jahren zur schmutzigen Lehmhütte, zum Blasebalg und Hammer wieder zurück, da sie dem Naturtrieb folgend, diesem allein anzugehören glaubten. Mithin hat man an ihnen einen Mohren gewaschen, dessen moralischer Schmutz nicht zu säubern war.

Ihre Sprache ist nicht eben wohlklingend und hat bis jetzt auch wenig Freunde gefunden, die bemüht waren, dieselbe sich eigen zu machen. Laut Lübeck's „Patriot. Wochenblatt vom Jahre 1804“ soll zu Komorn ein Quardian ein Wörterbuch der Zigeunersprache verfasst haben, so wie auch in jüngster Zeit Johann Bornemisza ihre Sprache studirte, und dieselbe auf grammatische Regeln zurückzuführen, und mit einer Grammatik zu bereichern versuchte.



Lith. Anstalt von Arnz & Comp. in Düsseldorf

Wandernde Zigeuner — Vándor czigány - telep — Bohémiens vagabonds

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt in lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf

Wandernde Zigeuner. Vándor ezigány = telep. Bohémiens vagabonds

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Bei allen dem aber ist in der rohen Schale dieses Stammes, wie in der rauhen Muschel eine feurige Perle zu finden; es ist jenes Talent, das der Zigeuner zur Musik besitzt. Es scheint, als hätten ihn die melodischen Töne verbessert, denn der Musikant gehört schon gewöhnlich den mehr gesitteten und civilisirten Zigeunern an, welche die bessere Schichte ihres Stammes ausmachen.

Ihre Häuser, Kleidung und Nahrung sind besser, und ein üppiges Federbett gehört zu ihrem Comfort. Sie bilden die Landmusik; ohne sie gibt es keine Volksfeste, keinen vergnügten Sonntag; sie sind der Magnet, welcher die Dorfjugend zum fröhlichen Tanze in die Schenke zieht. Ihre grössere Zahl ist bestimmend, um eine Bauernhochzeit nach der Meinung der Landleute prunk- und geräuschvoll zu halten oder solche, wenn etwa die Musikcapelle nur aus zwei bis drei Köpfen besteht, dürftig zu nennen. Sie spielen alle Streich- und Blasinstrumente, allein mit besonderer Vorliebe die Violine, und hat es Einer einmal dahin gebracht, dass er mit besonderer Reinheit und Fülle des Ausdrucks die Violine spielt, so kann man mit Recht behaupten, dass in der Auffassung der ungarischen Weisen der Zigeuner als Naturalist dem schulgerechten Virtuosen den Rang streitig machen wird. Er ist es, der mit dem kraftvollen feurigen Geiste, welcher der Nation eigen ist, die ungarischen Melodien wiedergibt, in denen sich Ungarns Geschichte spiegelt, und deren harmonische Klänge schon vor Jahrhunderten auf dem „Rákoser Felde" ertönten, als hätte es gegolten, auf jedem Orte, wo die wichtigsten Ereignisse sich vorbereiteten, des Ungars Stimmung abzulauschen, um einst ein treuer Dolmetsch seiner Gefühle zu werden. Als Beleg dessen mag angeführt werden: dass wir die Zigeuner, laut geschichtlichen Daten, als Spielleute schon auf den Landtagen zu Rákos, zu Hatvan, im Jahre 1525, während der Regierung „König Ludwigs des II." finden.

Die Zigeunerknaben fangen gewöhnlich mit acht bis neun Jahren an, ein musikalisches Instrument zu versuchen, und haben sie im Laufe der Zeit durch's Ablauschen von ihren Vätern Etwas erlernt, so formirt sich sogleich unter ihnen ein kleines Orchester, welches, wenn noch so misstönig, sein Debütiren anfängt. Ueberhaupt ist ihr Gehör vom ersten Knabenalter an so geübt, dass wenn der Zigeuner als Jüngling oder Mann zu einer gewissen Fertigkeit gelangt, es oft genügt, ein Stück einmal gehört zu haben, um es zu wissen; er spielt es dann seinen Kunstgenossen des Chors vor und lässt es durch dieselben ohne Schwierigkeit gleich vollstimmig executiren.

Ihre Fama ist in Ungarn schon seit lange her begründet: So waren einst die „Galanthaer und Gacser Zigeuner" berühmt geworden, so wie im vorigen Jahrhundert die Namen eines „Barna Mihály," „Zinka Panna," (Zigeuner Virtuosin) eines „Hiripi" und „Sugár" als berühmt sich traditionell fortpflanzten. Unser Jahrhundert weist einen „Bihary" auf, welcher vor dreissig Jahren noch zu Pest mit seinem Spiele Alles enthusiasmirte, und durch die geschickte Behandlung seiner Violine die schmelzensten Töne entlockte. — Später die Musikbande der „Lotzer Zigeuner," welche die Ersten waren, die im Auslande sich hören liessen, sodann die „Raaber Zigeuner," gegenwärtig ein „Patikarus," „Sárközy" und „Ketskeméti" zu Pest.

Im Ganzen genommen, sind die Zigeuner nicht nur einzig in der Auffassung der ungarischen Weisen, sondern bleiben stets darin zu bewundern, dass sie, ohne eine Note zu kennen, bloss ihrem Gehör folgend, ausser den gewöhnlichen Tanzpièçen, oft Ouverturen und Potpourris aus Opern recht correct vortragen.

In ihrer Bekleidung sind sie auch ganz originell. Das armselige Dorforchester ist entweder im zerrissenen, abgelegten Herrnkleide, oder im Dolmány oder Mente (Pelz) der verabschiedeten Husaren costumirt, und nie in einem Bauerrock, den nur im äussersten Nothfall der Zigeuner anlegt, wenn ihn die Kälte drückt. Ausserdem sehen sie oft recht drollig aus, da sie die bunten Farben lieben.

Besitzt etwa ein Zigeuner keinen Hut nach seinem Geschmacke, so geht er lieber in Mitte des Winters mit entblösstem Haupte. Dessgleichen sind ihre Weiber eitel, die entweder einen rothen Rock, oder ein rothes Tuch und, wenn gleich in Fetzen gehüllt, bunte, rothe Glasperlen am Halse tragen.

Bihary, der Orpheus der ungarischen Musik, war stets ungarisch gekleidet, und so wurde er auch im ungarischen mit Goldschnüren besetzten Kleide gemalt, welches Bild sich im ungarischen Landesmuseum befindet. Noch vor einigen Jahren hatten manche Herrschaften auf dem Lande ihre eigene Musikcapelle, die ungarisch uniformirt war, und in diesem Costüme die Bäder Ungarns im Sommer besuchte, und dort spielte. Doch sind in letzter Zeit, seitdem ihre Koryphäen auch im Auslande gewesen, ihnen Frack und Pantalons lieb geworden, so dass man gegenwärtig, wenn Sárközy mit seiner Musikcapelle auftritt, einen Strauss oder Lanner zu sehen glaubt, denen gleich er mit ernster Miene im schwarzen Frack, Pantalons und weissem Gilet vor das gebräunte Orchester tritt, den Tact ganz schulgerecht schlägt, bevor seine schmelzenden Töne in voller Harmonie erklingen.

Ausser der Musik, zu welcher Erwerbsquelle wohl die Zigeuner den meisten Beruf fühlen, gibt sich ein kleiner Theil auch mit dem Pferdehandel ab. In den Comitaten: Sümeg, Zala, Neógrád und Bars, sind mehrere dergleichen Pferdeverkäufer, *Lókupetz* genannt. Ereilt einen armen Gaul einst das Loos, in dergleichen Hände zu gerathen, so mag er wohl die letzten Stadien der Thierquälerei passiren. Man findet meistens bei ihnen durch Alter und Gebrechen untaugliche Pferde, welche sie zu Markte führen, und mit gehörigen Kniffen versehen als muthig zu präsentiren wissen; daher ist es auch zum Sprichworte geworden, von einem schlechten Pferde zu sagen: „es tauge bloss für den Zigeuner (*Czigánynak való*).“

Einen andern Erwerbszweig bietet dem Zigeuner die Verfertigung der ungebrannten Ziegel, (gewöhnlich *Kothziegel* genannt). In Ungarn sind die Ziegelöfen ausser dem Dorfe, und oft findet man in ihrer Nähe die dürftigen Häuser oder Hütten der Zigeuner gelegen, die als nächste Nachbarn wohl leicht die Verfertigung sich eigen machen konnten, und bald zu dieser Arbeit Neigung und Geschicklichkeit zeigten. Der Zigeuner vollführt keine Feldarbeit gerne, er ist höchstens bereit, auf dem Lande neben dem Maurer als Taglöhner zu arbeiten.

So lange noch in Ungarn die grundherrlichen Rechte bestanden, wurden die Zigeuner oft als Postboten benützt, und waren dabei recht flink; sie legten eine besondere Gewichtigkeit darauf, einen Brief etwa mit einem grossen Siegel zu überbringen.

Sie heiratheten sehr früh, und es geschah häufig, dass Braut und Bräutigam zusammen gerechnet, nicht die Zahl von 25 Jahren überstiegen; auch gegenwärtig leben sie im ganzen Lande zerstreut, und haben im Verhältnisse zu den übrigen Völkerschaften seit einem halben Seculum an Bevölkerung wenig zugenommen, daher ihre Zahl ungefähr auf 50,000 angenommen wird.

VI.

DIE WEINLESE.

Die Weinlese.

Ungarn ist ein Weinland, und man kann wohl sagen: die Weinlese im Lande ein „Nationalfest,“ denn, ausgenommen sechs Gespannschaften, giebt es in Ungarn kein Comitat, wo nicht Weingärten sich befänden. Der grösste Theil der Bevölkerung bewohnt einen so gesegneten Himmelsstrich, welcher die Weintraube zur Reife bringt, und fast allen Völkerschaften Ungarns Gelegenheit giebt, dem Bachus zu fröhnen.

Die Weinlese bildet auf dem Lande den Schluss der ökonomischen Arbeiten, und wird vom Bauer als eine angenehme Beschäftigung froh unternommen, welcher sich selbst der Müssiggänger nicht entzieht, weil mit ihr der augenblickliche Genuss einer süssen Frucht verbunden ist. Es eilt daher während der Lese Jeder der nur Beine hat, gerne in den Weingarten. Der Bauer zieht mit ganzer Familie, mit Weib und Kind hinaus, und weilt so lange, bis er die Lese beendet. Dieser Zeitpunkt ist ein Gepräge der allseitigen guten Laune, die sich im Gesang, im Jauchzen, oft in Pöllerschüssen und Aufzügen von Musikchören kund gibt.

Der vorzüglichste Wein ist in Ungarn drei Nationalitäten, so zu sagen, angewiesen. Der Ungar keltert in Tokay, der Deutsche in Oedenburg und Rust, der Walache in Ménes den besten Ausbruch.

Unter Allen behauptet die Palme der Tokayer, dessen Anbau Ungarn wahrscheinlich dem Könige Bela IV. zu verdanken hat. (Engel's ungar. Geschichte.) Er ist der König aller Weine; sein Gebiet, nur sechs Quadratmeilen gross, besteht aus den Märkten Tarczal, Tokay, Zombor, Toltsva, Tálya, Mád, Keresztúr und Erdö-Bénye. Dieser Wein ist mächtig an Gluth und an Glanz, wie das reinste Gold, daher ihm an Ruhm in Europa keiner gleicht. Natürlich, wo der edelste Wein wächst, wie in diesem Tokayer Gebirge (Hegyalja), erreicht die Weinlese ihren Glanzpunkt. Viele Familien vom Adel, und der Kern der oberungarischen Bourgeoisie, die irgend Weinberge besitzt, strömen wie zu einem Feste herbei. An Tänzen, Bällen und Belustigungen aller Art fehlt es nicht, und vor Zeiten waren sogar die Bälle in Mád berühmt, so dass von den entfernten Gegenden Ungarns sich dahin sehr Viele begaben, und manches Herz hat dort zu Hymens Altar geschworen. Zu dieser Zeit kamen auch die meisten Weinhändler aus Polen und Russland, so dass dieses Gebirg für den dortigen Adel wahrlich ein kleines Californien war, aus dessen Rebensaft nur Gold entquoll, denn nur in blanken Ducaten geschah damals der Verkauf; gegenwärtig ist man auch mit Valuta zufrieden.

Ein besonderes Interesse gewährt während der Lese das rege Menschengetümmel, welches in diesen berühmten Weingärten fast arcadisch zu nennen ist. Tausende von Menschen sind auf den Weinbergen beschäftigt, mit heiterer Miene die Gabe der Natur zu pflücken. Hier die ein-

heimischen Magyaren, — dort die Deutschen und die zahlreichen Slaven, — endlich Jünglinge und Mädchen von verschiedenen Gegenden Ungarns, die alle ihre Gesänge und Volkslieder in ihrer Muttersprache anstimmen, und eine harmonische Mannigfaltigkeit darbieten. Es ist wahrlich ein buntes Bild, zu dem das Zusammenströmen der vielen Nationalitäten, ihre Tracht und ihre Sprache wesentlich beitragen. Die Weinlese fängt hier im November an, und währt oft so lange, dass Frost und Kälte die Arbeiter nöthigen, sich am Feuer zu wärmen, und somit ausser dem Bachus auch dem Vulcan Weihrauch zu streuen, und ihm zu huldigen.

Den köstlichen Tokayer bereitet man von den Trocken-Beeren, die beim Lesen auf das Sorgfältigste von den andern Beeren gesondert werden; die beste und theuerste Sorte ist die Essenz. Diese besteht in einem öligten Traubensaft, der aus den trockenen Beeren ohne mechanischen Druck mittelst ihrer eigenen Schwere abtröpfelt. Werden nun diese Beeren ohne früher abgetröpfelt zu werden, gleich in ein dazu bestimmtes Gefäss gebracht und ausgetreten, auch ein Aufguss von gutem Most dazu gegeben, — so entsteht ein Ausbruch erster Qualität (Tokayer), dessen Rückstand, nachdem dieser abgezogen, nochmals getreten und mit gewöhnlichem Most aufgegossen wurde, den Ausbruch zweiter Classe, sogenannten Mászlás gibt. Nach „Schams" sollen jährlich bei 12,000 Eimer Tokayer, und 6000 Eimer Mászlás erzeugt werden.

Des Tokayers würdigster Nebenbuhler ist der Ménescher im Arader Comitat, der durch seine Honigsüsse, sein Gewürz und schöne dunkelrothe Farbe den Ruhm der übrigen Weine verdunkelt. Nach Fényes werden jährlich an Ménescher Ausbruch gegen 2500 Eimer gewonnen. Im Rang kommt nun der Oedenburger und Ruster Wein, welcher letztere, obwohl in der kleinsten königlichen Stadt Ungarns zu finden, durch seinen feinen Geist und lieblichen Geschmack sich einen grossen Ruf erworben. Der Genuss dieser berühmten Ausbrüche war nach „Csaplovits" der Vorzeit unbekannt gewesen, indem nach seiner Angabe der weltberühmte Tokayer erst im Jahre 1650, der Ménescher 1788, der Oedenburger und Ruster nach 1720 anfing gemacht zu werden. Ausser den hier vorerwähnten Pocalweinen sind von den rothen: „der Ofner und Erlauer," von den weissen: „der Somlauer und Neszmélyer" die beliebtesten.

Alle Weingebirge und Weinsorten en détail zu beschreiben, ist nicht meine Aufgabe; diess würde wohl ein eigenes Buch erfordern. Es genügt, die Sache von dem Standpunkte aus zu beleuchten, in wiefern in den berühmten Weingebirgen die Lese grossartiger erscheint, und daher das Volksleben auf den Weinbergen manche Eigenthümlichkeit besitzt; so ist auch in Ofen die Weinlese mit einem Volksfeste verbunden.

In einer Stadt dürfen, um eine Lese feierlich abzuhalten, natürlich ein Schmaus, ein Tänzchen, einige Raketen nicht fehlen. Der Bürger ist nie geschäftiger als bei dieser Gelegenheit. Er spielt gerne den Grundbesitzer, und liebt es, wenn das Fest etwas von seinem Wohlstande zur Schau bringt; — diess gewährt ihm der Winzerkranz, oder das Winzerfest, welches in „Ofen" und dessen Nachbarschaft „Promontor und Tetény" üblich ist.

Der Winzerkranz wird dem Besitzer des Weingartens durch den Winzer und das sonstige Lesepersonale gebracht, die sich vor dem Schlusse der Lese vereinigen, dem Besitzer einen grossen Kranz von Trauben und Weinlaub zu binden, und in feierlichem Aufzuge zu überbringen. Die Musik geht voran, ihr folgt der ganze Zug, den die „Leserdirne" und die „Tanzgredel" maskirt eröffnen; (so werden diejenigen Arbeiter benannt, und dazu gewählt, die im Lesen zurückgeblieben und im Weingarten den Schluss der Lese machten); denen zur Seite gehen nun ein paar Leser mit Fähnchen versehen, umgeben von weissgekleideten mit Kränzen geschmückten Mädchen, in deren Mitte zwei Mädchen auf einer zierlich umwundenen Stange den riesigen Traubenkranz tragen.



Ofner Winzerfest. Budai szüret-tor. La fête des vignerons à Bude.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] endlich Jünglinge [illegible] Volkslieder [illegible] Es ist wahrhaft ein [illegible] Tracht und ihre Sprache [illegible] oft so lange, dass Frost [illegible] ausser dem Bachus auch [illegible]

[illegible] beim Lesen auf das [illegible] Sorte ist die Essenz [illegible] Beeren ohne mechanischen [illegible] Beeren ohne früher abgetröpfelt [illegible] ausgetreten, auch ein Aufguss von [illegible] Qualität (Tokayer), dessen Rückstand, [illegible] gewöhnlichem Most aufgegossen wurde, den [illegible] Nach „Schams" sollen jährlich bei 12,000 Eimer [illegible]

[illegible] Ménescher im Arader Comitat, der durch [illegible] Farbe den Ruhm der übrigen Weine ver- [illegible] 2500 Eimer gewonnen. [illegible], obwohl in den kleinsten [illegible] lieblichen Geschmack sich [illegible] war nach „Csaplovits" [illegible] erst im Jahre [illegible] 1720 [illegible] zu werden. [illegible] Pocalweinen [illegible] den rothen: „der [illegible] Erlauer," von [illegible] „der [illegible] und Neszmélyer" die beliebtesten.

[illegible] Weingebirge und Weinsorten en detail zu beschreiben, [illegible] Aufgabe; diess [illegible] wohl ein eigenes Buch erfordern. Es genügt, die Sache [illegible] aus zu [illegible], in [illegible] in den berühmten Weingebirgen die Lese [illegible], und daher [illegible] Eigenthümlichkeiten [illegible] so ist auch in Ofen die [illegible]

[illegible] feierlich [illegible] ein Schmaus, ein Tänzchen, [illegible] ist nie [illegible] bei dieser Gelegenheit. Er spielt [illegible] es, wenn [illegible] von seinem Wohlstande zur Schau [illegible] Winzerkranz [illegible] welches in „Ofen" und dessen [illegible] Tetény" [illegible]

[illegible] dem [illegible] Winzer und das sonstige [illegible] sich [illegible] einen grossen [illegible] zu überbringen. Die [illegible] „Tausgredel" maskirt [illegible] zurückgeblieben [illegible] ein paar Leser [illegible] Mädchen, in [illegible] Traubenkranz tragen.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf

Ofner Winzerfest. Budai szüret-tor. La fête des vignerons à Bude.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Nun geht es jauchzend und singend über die Gassen. Die Vorübergehenden werden zu Wein genöthigt, und der vom Weingarten mitziehende Aufseher schwingt freudig seine Pritsche und lässt dieselbe Manchen neckend auf dem Rücken fühlen. So angelangt im Hause oder in der Wohnung des Weingartenbesitzers, wird der Kranz gleich einem Lüstre, in der Mitte eines dazu bestimmten Locals aufgehangen, wo dann mit Schmaus und Tanz begonnen, das Winzerfest, zu welchem oft bei der ungarischen Gastfreundschaft viele Gäste zusammenströmen, beschlossen wird.

Die Neigung, die der Bauer im Allgemeinen für den Weinbau hat, stellt in Aussicht, auch für die Zukunft den Weinbau in Ungarn nicht vermindert, im Gegentheil noch mehr ausgedehnt zu sehen, indem der Bauer stets bereit ist, Berge, die sich dazu eignen, anzupflanzen, so wie in den Ebenen Unter-Ungarns die Flugsand-Strecken mit Weinreben zu besetzen; daher wächst auch in den Ebenen überflüssig Wein, der für einen leichten und unhaltbaren gehalten, in die Kategorie eines Gartenweines gesetzt wird und wörtlich *„Kerti-bor“* (Gartenwein) heisst.

Nach dem Begriffe eines Bauers gehört zum Lebensglück eine Flasche Wein. Ohne diesen Nektar kann keine Hochzeit, keine Taufe, kein Todtenmahl, kein Kauf und Verkauf, überhaupt keine feierliche und gewichtigere Handlung stattfinden; er beweint daneben den Todten, und erfreut sich damit des Neugebornen. In einem Dorfe, wo etwa ein Jahr die Weinfechsung missgerathen ist, werden die beabsichtigten Hochzeiten fürs künftige Jahr verschoben und von dem künftigen Weinertrage abhängig gemacht. Für den Landmann ist einmal ein Gläschen Wein eine Seligkeit, so wie für den oberungarischen Bauer ein Gläschen Branntwein zu seiner Zufriedenheit gehört.

Und wenn wir selbst die Vorzeit als Zeuge anrufen, so müssen wir eingestehen, dass in jenem Jahrhundert, wo der Caffee in Ungarn noch nicht gekannt war, auf den Burgen und Schlössern bei den Grossen des Reiches, nach der damaligen Lebensweise Wein zum Frühstück genommen wurde. So haben die sittigen Töchter des einst berühmten Palatins von Ungarn, Grafen Georg Thurzó, laut Rechnungen des Arvaer Schlosses, dem Wohnsitze der durch drei Generationen mächtig herrschenden Thurzónen, sich des Weines zum Frühstück bedient.

Es ist also kein Wunder, wenn man von den ältesten Zeiten her, vom Palast bis zur Bauernhütte angefangen, nicht nur Verehrer, sondern auch tüchtige Consumenten dieses Saftes traf. Des Bauers liebster Gang ist nach dem Keller, den er regelmässig in der Frühe und des Abends besucht, dort den Wein gehörig kostet, denselben tauft, und sich den etwa abzugebenden Zehentwein aus dem nächsten Brunnen ersetzt.

Ungarn ist reich an diesem geistigen Getränke und erzeugt jährlich nach „Schams“ dreissig Millionen Eimer Wein. Da nun bereits mehrere Wiener Weinhändler ungarische Weine nach Amerika mit Erfolg versendet haben, und zu Pesth eine grosse Weinhalle ihrer Wiedergeburt entgegen sieht, deren Streben und Wirken dahin gerichtet sein wird, die vielen Sorten der ungarischen guten Weine im Auslande bekannt zu machen, so kann man sich der sicheren Hoffnung hingeben: dass dem Weinhandel Ungarns eine blühendere Zukunft bevorsteht.

VII.

DIE JAGD.



Hasenhetze. Agarászat. Courre le lièvre.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Hasenhetze. Agarászat. Courre le lièvre.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Die Jagd.

In Ungarn hat die Mannigfaltigkeit der Naturverhältnisse, namentlich des Climas, Bodens, Pflanzenreichs u. s. w. dem zur Jagd geeignetem Wilde einen ergiebigen Thiergarten bereitet, wodurch, obwohl im Lande die Jagdverhältnisse und das Forstwesen meist ungeregelt sind, dennoch an Wild kein Mangel ist.

Bei der Grösse des Landes ist daher auch den Gelüsten eines Waidmannes gehörig Sorge getragen, da in Ungarn viele jagdbare Thiere zu finden sind. So beherbergen die nördlichen dichten Wälder: Bären, Wölfe, Luchse, Wildschweine und Rehe, die Gipfel der Karpathen: Gemsen und Murmelthiere, während jenseits der Donau in den grossen Waldungen zahlreiche Hirsche, auf den weiten Steppen und Ebenen: Füchse und Hasen zu treffen sind, deren Menge daraus ersichtlich ist, dass laut Fényes's. Statistik, nach einem zehnjährigen durchschnittlichen Calcul genommen, mehr als 100,000 Hasenfelle bloss ins Ausland geführt werden.

An wildem Federvieh ist ebenfalls eine Fülle. Auf den Seen und stehenden Wässern, die sich auf den Pusten vorfinden, sind zahllose wilde Gänse, Enten und strandläuferartige Vögel, deren mehrere Arten, besonders um Szegedin herum, zu finden sind. So trifft man auf den Ebenen ganze Heerden von Trappen, von denen einzelne oft zwanzig Pfund schwer sind; so jenseits der Theiss den in Ungarn hochgeschätzten Schmuck-Reiher, von welchem einige Kopffedern genügen, um dem Jäger Lust und Liebe zu geben, ihm nachzuschleichen, und ihn, wenn selbst mühevoll, zu erlegen. Dass nun bei einer solchen, dem Waidmanne zu Gebote stehenden Auswahl die Lust zur Jagd nicht nur erwachen, sondern fortbestehen muss, ist natürlich.

Es sind daher in Ungarn viele Bauern, Hirten, Feldhüter und Waldheger, die ohne eben die Regeln der Jagd zu kennen, oder geprüfte Waidmänner zu sein, die besten Schützen sind, denen ein Wild, wenn sie es mit ihrem Luchs-Auge auf das Korn genommen, auch nicht entgeht. Allein bei aller dieser Jagdvarietät, bleibt dem Ungar jene Jagd die liebste, die er als gewandter Reiter zu Pferde ausführt. Es ist diess die Hasenhetze, welche als eine beliebte Unterhaltung wohl als nationell anzunehmen ist. Die grossen Ebenen, die flüchtigen Pferde und die guten Windspiele sind eben so viele Triebfedern dazu, — als die Kühnheit, die dem Ungar als Reiter eigen, ihm die Hindernisse der Graben und Hecken zu unbedeutend macht, um nicht seiner Neigung zu fröhnen.

Die Hasenhetze fängt im Herbst an, nachdem alle Feldfrüchte eingeführt und der Mais bereits gebrochen wurde. Einzelne Grundbesitzer mit ihren Hütern, Freunden und Nachbarn, besonders die Jazigier und Cumanier, die in den ebenen Districten viele Meierhöfe bewohnen, geben sich dieser Zerstreuung mit Leidenschaft hin. Sie haben sehr gute Windhunde, deren Vor-

züglichkeit oft so hoch angenommen ist, dass nicht selten eine Kuh, ja ein gutes Pferd, im Tausch für einen Windhund geboten wird.

Es ist nicht meine Absicht, die Jagden der grossen Besitzer zu beschreiben, so wenig, als die Parforçejagd, die im rothen Frack mit einer Meute von englischen Hunden auf Vollblutpferden ausgeführt wird, zu schildern; daher kann hier nur jene Jagd verstanden werden, die ohne Prunk und Kunst, durch die schlichten Leute aus dem Volke vollzogen wird.

Ist nun die Jagdzeit zur Hasenhetze herangerückt, so wird dieselbe entweder durch ein, zwei oder mehrere Reiter unternommen, die fürs Erste darauf bedacht sind, die Windhunde ganz nahe neben sich gehen zu lassen. Dieselben halten sich voller Aufmerksamkeit hinter den Reitern, und wenn etwa der Hase aufgesprungen, verfolgen sie denselben, durch den Ruf „Haira" ermahnt, sogleich, fangen ihn meistens bald, und indem sie sich um den Todten lagern, werden sie auch alsobald von einem oder mehreren Reitern ereilt. Oft gelingt es in einem Vormittage zwei, drei Hasen zu fangen, und dieselben vom Sattel herabhängend, als Trophäen zur Zufriedenheit der Reiter und Angehörigen, langsamen Schrittes nach Hause zu bringen.

Ganz eigens wird die Trappenjagd in Ungarn ausgeführt. Der Trappe (*Otis tarda*) ist, wie bekannt, ein sehr vorsichtiger Vogel, welcher dem Schützen auf Schussweite nicht aushält. Obgleich daher der Trappe zahlreich, besonders auf den Repsfeldern zu finden, so ist es doch schwer, denselben zu schiessen. Es bleibt also den Feldhütern oder sonstigen Schützen, die seine Vorsicht kennen, nichts übrig, als die Schlauheit zu Hilfe zu nehmen, um ihn in die Falle zu bekommen. Zwar gelingt es manchmal, in die Nähe einer grossen Trappenschaar sich zu schleichen, oder in einem Graben harrend, Zeit zu gewinnen, Einen zu erlegen, allein diess ist auch unsicher und gehört nur zum höchst seltenen Schützenglück; daher wird jene List vorgezogen, welche dem Waidmanne den Trappen mittelst Täuschung sicher in die Hände spielt. Und diess ist jene Jagd, die im Gegensatz zu den flüchtigen Pferden, mittelst der langsamen Ochsen unternommen, näher zum Ziele führt.

Der Trappe, gewöhnt auf jenen Feldern wo er lagert, mit Ochsen bespannte Wagen oft zu sehen, deren Lenker, ohne um den Trappen sich zu kümmern, ruhig ihr Getreide oder sonstige Feldprodukte einführen, lässt dies langsame, ihm schon bekannt gewordene Fuhrwerk ganz nahe vorüberziehen, ohne wegzufliegen, vielmehr scheint er sich in das langsame Drehen der Räder zu vergaffen. Die Schützen benützen daher zu ihrer List einen mit Ochsen bespannten Wagen, stellen auf die Seitentheile desselben einige Bunde Stroh, begeben sich sodann auf den Wagen, und verdeckt durch das Stroh, wird ihnen häufig die Gelegenheit geboten, den Trappen recht nahe zu kommen und eine gehörige Beute zu machen.

Diess gilt nun von den Jagden, die in Unter-Ungarn auf den weiten Ebenen unternommen werden. Allein in Ober-Ungarn gibt es zwischen dem Landvolke eben so gute Schützen, die einem Tyroler Gemsenjäger gleich, sich auf das Felsenklettern verstehen, und denen die Gemse nicht entgeht, die das Balzen des Auerhahns benützend, ihn unbemerkt zu Boden strecken, und die Fährte des Bären kennend, seine Höhle aufzusuchen wissen, um mit Geschicklichkeit und Kühnheit seiner habhaft zu werden.

Wie natürlich sind in den grossen Besitzthümern, wo die Jagd meist regulirt erscheint, überall Revierjäger, und die grossen Jagden werden mittelst Treibern bewerkstelligt; allein nebenbei werden auch die Waldhüter, und Andere vom Landvolke, die als gute Schützen bekannt sind, zur Jagd verwendet.

Den Vogelfang, mit dem sich viele Bauern in mehreren Comitaten, namentlich im Trencsiner und Thuróczer Comitat abgeben, kann man als einen Zweig der Jagd — auch füglich zu derselben



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Trappen-Jagd. Túzok-vadászat. Chasse à l'outarde.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Trappen-Jagd. Túzok-vadászat. Chaſse à l'outarde.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

rechnen. Insbesondere ziehen im Spätherbst und Winter in diesen Gegenden, wo sich viele Wachholdersträucher befinden, die Bauern zu Hunderten hinaus, um die Wachholderdrosseln (gewöhnlich Krammetsvögel genannt) mit Schlingen oder Leimruthen zu fangen, und durch diesen Vogelfang sich einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig zu verschaffen. Man sieht diese Leute, welche Krammetsvögel-Händler, slavisch *Cwjkotari* genannt werden, häufig Winters in den Städten. Sie fangen die Wachholderdrosseln zu Tausenden, tragen sie dann in länglichen Körben bis Pesth und Wien, verkaufen dieselben bändchenweise zu vier Stück, und obwohl sich oft auch andere Arten von Drosseln, als: Misteldrossel, Schwarzdrossel und Seidenschwänze, welche dieselbe Grösse haben und dieselbe Nahrung geniessen, darunter befinden, so sind sie doch so klug genug, stets dafür Sorge zu tragen, dass in jedem Bändchen sich wenigstens eine wirkliche Wachholderdrossel befinde.

Mitunter geschieht es, dass zwischen obbenannten Vögeln nicht bloss schöne Varietäten der bekannten Drosseln, sondern auch grosse europäische Seltenheiten mitgefangen werden. So wurde im Jahre 1834 durch den rühmlichst bekannten Ornithologen und Custos des ungarischen National-museums, J. Salomon Petényi, das bis jetzt unter den bekannt gewordenen schönste Exemplar von der Naumanns-Drossel (*Turdus Naumanni*) bei einem Krammetsvogel-Händler aufgefunden und angekauft, welches dann der berühmte Ornithologe Deutschlands, J. Fr. Naumann, selbst gezeichnet, in den Supplement-Bänden seines Werkes beschrieben, und zwar auf Tafel 358. No. 1. bekannt gemacht hat.

VIII.

DER FISCHFANG.

Der Fischfang.

Die Zahl Derjenigen, die in Ungarn fast ausschliesslich mit dem Fischfang sich beschäftigen, ist nicht unbedeutend, und man kann wohl annehmen, dass in den Städten und Dörfern, die an den Ufern der Donau und Theiss liegen, eben so viel Fischer wohnen, als sich Leute an den malerischen Seen, reissenden Flüssen und ausgedehnten Sümpfen finden, welche diesem Betriebe mit Neigung folgend, eine sichere Erwerbsquelle dadurch erzielen.

Es sind daher viele Dörfer, deren Einwohner hauptsächlich mit dem Fischfang sich befassen, und zwar an der Donau: in Bogyiszló, Dusnok, Sükösd, Csanád, Szeremle, (Pesther Comitat), Decs, Öcsény, Bátta, (Tolnaer Comitat), und selbst in dem von der Donau etwas entferntern Béllye (Baranyaer Comitat). So wie an der Theiss: in Tisza-Bö, Nagy-Kürü, Szajol, Várkóny, Czibak-Háza, Nagy-Rév u. s. w.

Mannigfaltig sind die Fischarten in den Flüssen und stehenden Wässern, die alle zu beschreiben ich den ungarischen Ichthyologen überlasse. Die vorzüglichsten sind in der Donau: der Hausen, Karpfen und Hecht.

Zu den merkwürdigsten Fischereien Ungarns gehört unstreitig die des Hausen, dieses Donauriesen. Der Hausenfang beginnt bei Komorn und geht durch ganz Ungarn bis Apathin, wo die Drave in die Donau mündet. Der Hausen wird durch die Fischer mit Garn oder Angel gefangen; doch sind, hauptsächlich für ihn, auf einigen Plätzen der untern Donau die gefährlichsten Fallen angelegt. Es sind nämlich in den Stromgängen der untern Donau zwischen Felsen eigene Irrgänge aus eingerammten Palissaden angebracht, worin die verirrten Hausen erschlagen oder ausgefangen werden. Glückt es einem Hausen, dieser Falle zu entgehen, so wartet bald darauf auf ihn noch eine viel gefährlichere dort, wo an einigen felsigen Stellen der Strom mit einem gespannten Seile durchzogen ist, von dem eine Menge mit blanken Angelhaken versehene Schnüre verschiedener Länge herabhängen, welche die ganze Breite und Tiefe der Donau einnehmen. Wird nun der durchziehende Hausen an einer dieser Hakenspitzen verwundet, so schlägt er gewaltig um sich und vermag dadurch sich von den mehreren in seinem Leibe tief eindringenden Angeln nicht mehr zu befreien, um der Gewalt des Fischers zu entkommen.

Als ergiebigster Fischhalter des Landes ist wohl die Theiss, dieser ungarische Nil anzunehmen. Die Theiss bietet dem Fischer die reichste Beute, daher auch das Sprichwort hergeleitet

werden mag: „sie führe mehr Fische als Wasser". Unter den vielen Fischarten, welche sich in der Theiss befinden, als: der Wels, Hecht, Rutten, Aal, Aeschen, ist wohl der Sterlet, gewöhnlich Stierl benannt (*Acipenser Ruthenus*), der beliebteste.

Die Fischer sind entweder zünftig, wie in den grossen Städten: Pesth, Pressburg und Raab, oder sind es Landleute, Bauern, die nebst dem Feldbau, durch die Nähe der Flüsse und stehenden Wässer, ihrer Lage nach angewiesen sind, sich diesem Betriebe zu widmen. So kann man füglich sagen, dass diejenigen Leute, die an der Theiss wohnen, geborne Fischer sind. Schon früh genug gibt sich bei einem Knaben von einer an der Theiss gelegenen Dorfschaft die Neigung kund, diesem Betriebe zu folgen. Er sitzt Stunden lang am Ufer, wirft seine Angel, fängt kleine Fische und kommt im Jubel nach Hause, um dieselben seinem Vater, dem schon im Fischen ergrauten Meister zu zeigen, von dem er im Vorrücken der Jahre, die dabei anzuwendenden Vortheile, und durch eigene Beschauung und Erfahrung die zu beobachtenden Regeln sich eigen macht. Ohne daher ein gelernter Fischer zu sein, ist er doch darin Meister geworden. Das Fischen verüben die Fischer auf der Theiss meist auf zwei Kähnen, Seelen-Tränkern genannt (*Csinakel*), zwischen denen das ausgespannte Netz so lange geschickt fortgeführt wird, bis durch dessen Schwere die Fischer wahrnehmend, eine reiche Beute zu haben, es zusammenziehen, und die bereits gefangenen Fische herausholen.

Der Fischfang ist auf der Theiss sehr ausgebreitet, was man schon in Szolnok gewahr wird, wo auf dem Platze die Fischerweiber die Fische backen und verkaufen, von deren Menge oft die ganze Atmosphäre riecht. Die tägliche Kost der Fischer sind meist Fische, und ihr Lieblingsgericht, die sogenannte Fischersuppe (*Halász-lev*) von köstlichem Geschmacke, die vorzüglich in der Theissgegend durch sie bereitet wird. Es werden nämlich mehrere Fischarten, als: Karpfen, Hechte, Aale, Stierl, in kleine Stücke gehackt, mit ungarischem Pfeffer (*Paprika*), Salz, etwas Lorbeerblättern und Zwiebeln abgekocht, welches dann eine wohlschmeckende Speise darbietet.

In der Fastenzeit ziehen oft viele Wagen in jene Orte Mittel-Ungarns, die der Fische für gewöhnlich entbehren, und machen dort in den Dörfern ihren Verkauf. Natürlich bilden jene Fische den Haupthandel, die am meisten gefangen werden, als: Karpfen, Schaiden, Hechte, und alle Gattungen Weissfische, welche besonders von der untern Donau- und Theissgegend, nach Arad und Temesvár geführt, und in der Luft getrocknet, zu mehreren Tausend Centnern verkauft werden. Doch wird der grösste Handel in Pesth betrieben, wo häufig an einem Wochenmarkte fünfzig Wagen mit Fischen beladen von der Theiss kommen, deren jeder acht Centner bringt, mithin an einem Wochenmarktstag 400 Centner Theissfische gebracht werden, zu welchem Quantum noch ausserdem die Pesther Fischermeister ihr Contingent liefern, das mit ihren Behältern aus den Gewässern bei Kalocsa und der Umgegend oft 600 Centner beträgt, so dass an einem Wochenmarkte, wie es sich im Herbst des Jahres 1853 ereignete, 1000 Centner Fische feilgeboten wurden.

Die oberwähnten Theissfischer verkaufen ihre Fische zu Pesth, entweder stück - oder centnerweise. Der Theissfischer oder Bauer befasst sich hier am Platze nicht mit dem Ausschrotten und ist mit den nöthigen Requisiten, als: Hackstock, Waage u. s. w. gar nicht versehen, sondern pflegt die grössern Fischgattungen, als: Schaiden oder Hausen und dergleichen den Pesther Fischern abzulassen.

Ausser der Donau- und Theissfischerei ist jene Gegend des Plattensees, welche die nächst gelegenen Dörfer auch an diesem Betriebe betheiligt, bemerkenswerth. Der Plattensee (*Balaton*) ist zwischen den Comitaten Veszprim, Szala und Somogy gelegen und beträgt zehn Meilen in der



Theissfischerei. Tiszai halászat. La pêche de la Theiss.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v Hermann Geibel in Pesth



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Theifsfischerei. Tiszai halászat. La pêche de la Theifs.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth

Länge und ein bis zwei Meilen in der Breite. Hier wird der Fogas (Zahnfisch) gefangen, der wegen seines wohlschmeckenden Fleisches sehr beliebt geworden; er ist bloss diesem See eigen und wird sonst nirgends angetroffen. Wegen seiner vier Hakenzähne, die beim Munde hervorragen, erhielt er den Namen: Zahnfisch (*Fogas*). Sein Fleisch ist dem Donau-Schill ganz ähnlich, nur ist es durch das reine stehende Seewasser fester und härter im Geniessen. Die Fischer fangen denselben Sommer und Winter, namentlich dient der eisige Winter dazu, um eine ergiebige Beute zu machen. Es werden nämlich viele Oeffnungen etwa drei bis vier Schuh im Quadrat in das Eis gehauen, und dann das Netz durch diese Oeffnungen mittelst einer mit Eisen beschlagenen Stange unter die Eisdecke in einem Kreise ausgespannt; das Netz wird dann nach einer bestimmten Zeit nach und nach zusammen- und bei einer grossen Oeffnung herausgezogen, auf welche Art die Fischer oft mit einem reichlichen Fange von zehn- bis fünfzehnpfündigen Fogaschen belohnt werden, mit welchen sie einen ziemlichen Handel nach Pesth, Pressburg und Wien treiben, wohin sie dieselben verführen.

Obwohl der Fischfang in jenen Städten und Dörfern, die an der Donau und Theiss liegen, sehr grossartig erscheint, da denselben viele Tausend Menschen betreiben, denen er als ergiebige Nahrungsquelle dient, so hat doch Ober-Ungarn auch desgleichen seine Fischerei, wo es ebenfalls der Mühe lohnt, sich mit derselben zu befassen.

Dort in dem malerischen Waagthale am Waagflusse, dieser nährenden Amme Ober-Ungarns, sehen wir den emsigen Slaven, wie er gewandt sein Zug- und Hebnetz gebraucht, oder wie er geschickt und sicher mit der Gabel die Lachsforelle und Flussbarbe heraussticht. Der dort wohnende Slave befasst sich viel mit der Fischerei, und seine Mühe mag durch den Fang der Hechte, Welse, Karpfen, Gründlinge und Schleihen, namentlich aber durch die Lachsforelle oft reichlich belohnt werden. Sein Hauptwerkzeug ist das Zugnetz und das kleine Hebnetz; die Angel gebraucht er seltener, dagegen ist das Stechen mit der Gabel bei dem Scheine der Holzfackel auf grössere Fische sehr üblich und wird durch ihn geschickt betrieben.

Nebenbei verdient auch der Forellenfang, der durch die Landleute in den Gebirgsbächen des ungarischen Nordens ausgeübt wird, erwähnt zu werden, welcher am besten Ende September und October, wo die Paarungszeit der Forellen ist, vollzogen wird, da die Forelle damals das seichteste Wasser suchend, sich auf der Oberfläche desselben häufig befindet, und jene Kiesstellen rudelweis bestreift, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Hierdurch wird es dem einzelnen Fischer möglich, sicher und leicht dieselben zu fangen, oder durch einen geschickten Stich mit der Gabel herauszuholen.

Im Uebrigen gehören zum Forellenfang mehrere Menschen, wenn man dieselben zahlreich zu fangen wünscht, und ist einer Treibjagd ähnlich; so wie Jäger und Treiber, müssen hier die Treiber und Fischer gewandt zusammen wirken. Der Fischer stellt sich in die Mitte des Baches mit seinem ausgespannten, an einer Stange befindlichen Netze und hält es stromaufwärts, während die Treiber, mit langen hölzernen Stangen versehen, die Forellen aus ihren Schlupfwinkeln zwischen den Steinblöcken heraus treiben und so zu sagen dem Netze zuführen. Es ist interessant, diesen Fang mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen, und obendrein die abgehärtete Natur dieser Bergbewohner zu bewundern, die oft Stunden lang im Wasser die empfindlichste Kälte erdulden, um die schnell hingleitenden Forellen zu erhaschen.

Die Fischerei in Ungarn zerfällt also in jene Kategorien, die bereits aufgestellt wurden, aus denen ziemlich ersichtlich ist, dass sich Einwohner vieler Comitate an derselben betheiligen, und von der wohlthätigen Natur eben dort, wo der Ackerbau durch das Austreten der bedeutenden

Flüsse gefährdet erscheint, einen reichlichen Ersatz am Fischfang finden. Durch diesen Betrieb erlangen nicht nur die Donau- und Theissfischer hinlänglichen Erwerb, und die zahllosen Slaven, die wie Zugvögel jährlich als Mähder oder Flossleute die Theissgegenden besuchen, eine billige Nahrung, sondern selbst die Besitzer der Fischereien im Gesammtlande einen beträchtlichen jährlichen Ertrag, welcher nach „Fényes“ auf 201,408 Gulden Conventionsmünze angenommen wird. So bezieht allein Se. k. k. Hoheit Erzherzog Albrecht von seiner Fischerei in der Herrschaft Béllye jährlich circa 40,000 Gulden.

IX.

DER DRAHTBINDER.

Der Drahtbinder.

Der Drahtbinder ist ein Sohn des ungarischen Nordens, und obwohl dort geboren, ist doch jene Gegend nicht seine Heimath geblieben. Kaum den Kinderjahren entrückt, zieht er mit einigen Kränzchen Eisendraht, die er sich um den Hals hängt, in die weite Ferne: um zerbrochene Töpfe und Schüsseln aufzusuchen, dieselben ohne Kitt ganz zu machen, und so in diesem Betrieb seine Zufriedenheit, in der offenen Welt seine Heimath zu finden. Jahre lang von Hause abwesend, ist ihm sein Geburtsort fast fremd geblieben, und kaum dort angelangt und einige Tage zu Hause gewesen, beginnt er von Neuem ein Wanderleben, welches ihm dann schon zur Gewohnheit und zum Bedürfniss geworden.

Das Entstehen und Beginnen dieses durch die Drahtbinder betriebenen Handwerks ist unbekannt und scheint eben nicht der ältern Periode Ungarns anzugehören, da zu Kaiserin Maria Theresia's Zeiten sich im Lande noch wenig Drahtbinder befanden. Die Noth, die sie in jenem unfruchtbaren Landestheile, den sie bewohnten, oftmals erlitten, mag wohl dazu geführt haben, dass sie diesen Erwerb unternahmen.

Sie sind im Zipser und Trencsiner Comitat zu Hause, und zwar im letztern zahlreich, wo sie namentlich jenen gebirgigen Theil, der an Mähren und Schlesien grenzt, so wie manche nahe zur Waag gelegenen Dörfer bewohnen, hauptsächlich in den Dörfern: Rovne, Dlhepole, Nagy-Divina, Kolarovicz, Zarjecz, Keblo und Szvedernik zu finden sind; wesshalb ihre Zahl in diesem Comitate auf 3000 angenommen wird.

Ihre Häuser beurkunden einen dürftigen Zustand; dieselben sind klein, von Holz und ohne Rauchfang aufgeführt, wesshalb sie meist, wenn sie kochen, Thüren und Fenster öffnen, und wenn etwa zum Besuch sich Einige in der Stube befinden, so müssen dieselben die Bänke oder Schemmel, die ihre Stühle ausmachen, gebückt sitzend einnehmen.

In einer solchen rauchigen Stube erblickt nun der werdende Drahtbinder sein erstes Tageslicht. Der Knabe weilt die ersten Jahre in der unmittelbaren Nähe seiner Mutter, doch sehen wir ihn schon im vierten Jahre die Gänse, im sechsten die Kälber oder Schweine hüten; ja, mit neun oder zehn Jahren pflegt er bereits seine Wanderschaft zu beginnen, und dieselbe als Lehrling entweder an der Seite seines Vaters oder eines Andern, dem er sich bedungen, zu unternehmen. Die erste Zeit bekommt er wöchentlich von seinem Meister sechs bis fünfzehn Kreuzer Conventionsmünze, daher er für gewöhnlich die ersten Lehrjahre nebenbei auch mit Betteln zubringt.

Ist er einmal Gesell, so wird ihm ausser seinem Lohne, der wöchentlich einen Gulden Conventionsmünze ausmacht, auch die Hälfte des reinen Nutzens, welchen er durch die Arbeit erzielt hat, abgetreten. So weit erstreckt sich nun der Verdienst jedes Einzelnen, bis er nicht etwa Meister geworden ist.

Der Drahtbinder benöthigt nicht Viel, um für die Reise versorgt zu sein. Ein bis zwei Pfund Draht, ein Hämmerchen, eine Kneipzange (Beisszange), als Surrogat des baaren Geldes höchstens ein, zwei Mäusefallen und Plätteisenraste, und er ist vollkommen ausgerüstet, um frohen Muthes, ohne ein Hinderniss der Elemente fürchtend, in die weite Welt zu ziehen. Wohin und wie weit seine Wanderung gehen mag, pflegt er nicht im Vorhinein zu bestimmen. Findet er Arbeit, so geht er auch immer weiter, und in der Ueberzeugung, in jedem Lande zerbrochene Schüsseln, Teller und Eisendraht zu finden, ist ihm kein Land zu entfernt, um nicht halb Europa zu durchreisen.

Jene, die im Inlande ihren Verdienst suchen, gehen ausser Ungarn nach Schlesien, Mähren, Böhmen, Oesterreich, Steiermark, Croatien und Siebenbürgen, verlassen meist ihre Heimath im Herbst zu Michaeli, und kehren entweder im nächsten Frühjahr oder Herbst zurück, um zwei bis drei Wochen zu Hause zu bleiben und dann wieder auf längere Zeit sich zu entfernen.

Jene dagegen, die mehrere Jahre ausbleiben, durchstreifen Deutschland, Schweden, Norwegen, Holland und Frankreich, — ja, letzterer Zeit schien ihnen sogar „Amerika“ nicht zu entfernt zu sein; denn Zwei von Nagy-Divina übersegelten bereits den Ocean, deren Einer in „New-York“, der Andere in „Philadelphia“ sich befindet.

Sie sind mehrerer Sprachen kundig, die sie sich in der Fremde auf ihren weiten Reisen eigen machten. Ausser ihrer slavischen Muttersprache und den verwandten Sprachen sprechen sie ungarisch, deutsch, walachisch, und verstehen so Viel von der französischen, als zu ihrem Fortkommen und ihrem Erwerbe erforderlich ist.

Für die Ungarn haben sie eine besondere Vorliebe und Neigung, und pflegen auf ihrer Wanderschaft im Lande einen anständig gekleideten Mann, wenn er ihnen begegnet, meist ungarisch anzureden, ja selbst im Gespräche sich manchmal dieser Sprache zu bedienen, so wie im Auslande sich für Ungarn auszugeben. Diejenigen dagegen, die auch der deutschen Sprache kundig sind, tragen gern ihre philologischen Kenntnisse zur Schau, und wenn sie in der Schenke beisammen sitzen, wird die Conversation oftmals deutsch geführt, und der in der Kneipe wohnende Jude ja nur deutsch angesprochen.

Wenn sie zur Reise gehen, werden die ersten Meilen stets in der Begleitung ihrer Weiber zurückgelegt und in der nächsten Station bei vollen Gläsern der Abschied genommen. Was sie in ihrer industriellen Pilgerschaft erübrigen, ist meist unbedeutend. Sind sie nur einige Monate ausgeblieben, und wurde ihr Hausiren etwa nur mit ein oder zwei Gesellen unternommen, so macht das ersparte Sümmchen, wenn sie nach Hause kommen, höchstens 60 bis 100 Gulden aus; dagegen, wenn sie durch zwei bis drei Jahre im Auslande mit vier bis fünf Gesellen ihren Verdienst gefunden, so führen sie auch 1—2000 Gulden Conventionsmünze dem häuslichen Herde zu.

Während ihrer Abwesenheit beschäftigen sich die Weiber und Angehörigen im Sommer mit ihrer kargen und spärlichen Feldwirthschaft, welche sie mit Hülfe der Nachbarn, die ihnen ihre Mühewaltung bis zur Ankunft ihrer Männer creditiren, besorgen. Im Winter spinnen und weben sie fleissig, um sich das nöthige Leinen-Gewand herbeizuschaffen. Im Ganzen leben sie recht armselig; ihre Kost besteht bloss aus Kartoffeln und Rüben, meist mangelt es ihnen an Brod, daher kommt es auch, dass viele ihrer Weiber weder Brod zu kneten noch zu backen verstehen. Ja oftmals ist in jenen Dörfern, wo die zurückgelassenen Familien der Drahtbinder wohnen, wenn das Früh-



Drathbinder. Drotos-tót. Le chaudronnier ambulant.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Drathbinder. Drotos-tót. Le chaudronnier ambulant.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

jahr beginnt, ein derartiger Mangel, dass ihre tägliche Nahrung bloss aus einer Kräutersuppe besteht, welche sie aus den täglich gesammelten Kräutern bereiten. Ueberhaupt sind sie genöthigt, um die kleinsten Bedürfnisse zu decken, stets zu borgen und an dem Geliehenen zu zehren, wesshalb auch jeder Sparpfennig, den ihre Gatten erübrigen, meist zur Deckung der jährlich gemachten Schulden verwendet wird. Bei aller dieser Dürftigkeit sind sie doch frohen Gemüths, und unternehmen keine Arbeit, ohne dabei zu singen.

Die Drahtbinder heirathen sehr früh, und selten pflegen zwei verheirathete Brüder in einem Hause zu wohnen, sondern jeder trachtet ein Häuschen für sich zu haben, um die junge Gattin entweder im eigenen, oder im elterlichen Hause zurückzulassen, woher es auch kommt, dass nicht zu Viele in einem Hause wohnen. Ihre Schlafstätte ist im Sommer stets auf dem Boden, der sich über dem Stalle befindet; im Winter dagegen auf dem ziemlich flachen Ofen, den sie in der Stube haben.

Ihre Weiber haben nicht viel an Bettzeug; hat etwa ein Mädchen, wenn sie heirathet, zwei Polster und ein Oberbett bekommen, so wird selbes im Dorfe für ein wohlhabendes Mädchen gehalten. Im Sommer pflegen Kinder und Weiber Derjenigen, die im Gebirge wohnen, nackt zu schlafen, so dass es sich oftmals ereignet: wenn in der Früh das Weib zur nächsten Quelle oder zum Brunnen Wasser holen geht, sie diesen Gang nackt, höchstens in ein Leintuch gehüllt, unternimmt.

Ihre Kleidung ist dessgleichen dürftig zu nennen. Die Weiber tragen kurze Hemden, die bloss den halben Leib einnehmen, und darüber kurze Röcke; höchstens Sonntags ziert ihren Leib ein rothtuchenes Leibchen und eine Binde, die über den Kopf gebreitet, unter dem Kinn gebunden wird. — Diejenigen, die nahe zur Waag wohnen, unterscheiden sich in ihrer Tracht dadurch, dass sie ein langes weisses leinenes Kleid, dessen Leib mit dem untern Rock zusammengenäht ist, anhaben, und zwar von so einer Breite, dass dasselbe sammt der Schürze, welche ebenfalls unter dem Busen gebunden ist, während dem Drehen im Tanzen, einem Regenschirm ähnlich, sich ausbreitet, und die Tänzerin einer Sylphide gleich, in ihrem knappen Hemd, barfüssig ihr Tänzchen unternimmt. Der Kopf ist bei ihnen auch ganz originell drapirt, indem sie ein kleines Strohkissen in einer leinenen Binde gewickelt, quer über den Kopf legen und es mit der erwähnten Binde unter dem Kinne befestigen.

Der Anzug ihrer Männer, obwohl ganz einfach, ist dennoch reich an Schmutz und Fett. Ihre leinene Hose und ihr Hemd, welche sie im Sommer tragen, sind oftmals in Fett getränkt, und obwohl sie dieses vor Ungeziefer schützt, so gibt es ihnen doch ein schwarzes Aussehen. Im Winter tragen sie eine Hose von weissem Kotzentuch, die allein oft so abgetragen ist, dass von der Weisse keine Spuren mehr zu sehen sind, und die, durch mehrere Tuch- und Lederläppchen, womit dieselbe ausgebessert ist, fast mosaikartig zusammengefügt erscheint. Ueber den Schultern hängt dessgleichen vom groben Kotzentuch ein brauner Rock, doch darf zu dem Allen der Brodsack oder die lederne Tasche nicht fehlen, welche sie über die rechte Schulter zu hängen pflegen. Ihre Fussbekleidung besteht aus einfachen Bundschuhen, die sie slavisch „*Krpće*“ nennen.

Die Drahtbinder sind sehr religiös, denn wenn sie einem Franziskaner oder Kapuziner begegnen, machen sie sogleich ein Kreuz, und eilen zu ihm, um ihm die Hand zu küssen.

Zu Hause angelangt, sind sie der Feldarbeit ganz entwöhnt, so dass sie die drei bis vier Wochen, welche sie in ihrer Wohnstätte zubringen, auch selten Hand anlegen, um ihre Hauswirthschaft zu besorgen. Das ewig mobile Leben gewöhnt, können sie kaum die Zeit erwarten, um dem häuslichen Herde wieder den Rücken zu kehren und in die Ferne zu eilen.

Mögen sie sich nun auch etwas mehr verdient haben, so sieht es doch wie erwähnt dürftig in ihren Wohnungen aus, da das Erübrigte meist zur Deckung der Schulden, von welchen ihre Familien während ihrer Abwesenheit lebten, durch sie bestritten werden muss. Daher ist es auch bei dem Drahtbinder zum Sprichworte geworden, von dem erübrigten Gelde zu sagen: „Das Geld, welches der Drahtbinder erspart, bringe keinen Segen, und möge er dafür was immer gekauft haben, so sei es so viel, als hätte er es auf Schuhfetzen verwendet.“ (*Že drotárske peňjaze nebivajú požehnané, a že čo kolvek za takové kúpìl bi, že na oňiče vihadzava.*)

X.

DER OELKRÄMER.

Der Oelkrämer.

Csaplovits hat nicht Unrecht, in seinem Werke „Gemälde von Ungarn“ die betriebsamen Slaven „die Engländer Ungarns“ zu nennen; denn wer würde wahrlich denken, dass es in Ungarn slavische Bauern gebe, welche der Handel nach „Russland, Sibirien, Persien, ja bis China“ führt! — Es sind diess die sogenannten Oelkrämer (Oelbauern, slavisch: *Olejkári* genannt), die in einigen Dörfern des Thuróczer Comitats zu Hause sind, und welche mit Oelen, die sie theils selbst bereiten, die Steppen Russlands und die Gebirge des Kaukasus durchziehen, wo ihren Oelen noch eine besondere Heilkraft zugemuthet wird, um dieselben dort verkaufen zu können.

Der Ursprung dieses Handels fällt in jene Zeiten, wo im Thuróczer Comitat, in Znio-Váralya ein Jesuitenstift gewesen, in dessen berühmter Apotheke man Oele verfertigte, die in vielen Krankheiten als heilsam gehalten, durch die Bauern der benachbarten Orte eingekauft, im Wege des Hausirhandels wieder abgesetzt wurden. Nachdem nun das Kloster aufgehoben wurde, haben die Bauern die Zubereitung einiger dieser Oele selbst übernommen, und so zu sagen von den Jesuiten abgelernt.

Die Oelkrämer sind echte Dulcamara's, welche genugsam die Kunst besitzen, bei einem Unbekannten ihrer Wunderessenz Glauben zu verschaffen. Es gibt keine Krankheit, für welche sie in ihren Wunderkästchen nicht etwa ein berühmtes Mittel hätten, und es zugleich auch mit Glaubwürdigkeit nicht zu empfehlen wüssten. Ihren Reichthum tragen sie auf ihren Rücken, es ist dies ein kleines Kästchen, welches winzige mit Oelen gefüllte Fläschchen enthält, und zwar: „Terpentin-, Stein-, Wachholder-, Rosmarin-, Kümmel-, Lorbeer- und Krummholzöl“, welches letztere sie selbst bereiten. Ausser diesen Oelen werden durch sie in den Apotheken auch andere geistige, riechende Oele und gebrannte Wässer gekauft, welche sie dann auf die mannigfaltigste Art zusammensetzen, und ein solches Gemisch als Wunderelixir mit den grössten Lobeserhebungen an die leichtgläubigen Russen oder Perser zehnfach theuer verkaufen. — So empfehlen sie als ein besonders wirksames Mittel das durch sie bereitete Krummholzöl (slavisch: *Kosodrewina*); wovon ein Tropfen mittelst Baumwolle auf den wehen Zahn gegeben, den Zahnschmerz heben soll.

Allein, sie wollen durch ihre Mittel nicht nur die physischen, sondern die weit schwierigeren, nämlich die moralischen Krankheiten heilen. Denn sie besitzen sogar gegen die verschmähte Liebe eine dünne Wurzel und zwar in der Form einer fünffingerigen Pratze, mit welcher der Verliebte sein kaltes Ideal nur berühren darf, um die Liebe bei demselben bis zum Glühepunkt zu bringen. Für kranke Hausthiere ist ihre compendiöse Apotheke auch mit Universalmitteln versehen, zu welchem Zwecke sie gewisse Kräuter, insbesondere die Bitterwurzel (slavisch: *Horetz*), und die

schwarze Niesswurz (*Cemerica* genannt) trocknen, pulverisiren, und mit Mehl zu einem Teig anfertigend, daraus Zeltel (Bonbons) machen, (die sie „*Sifliki*“ nennen), welche dann als wirksame Mittel gegen mehrere Krankheiten des Hornviehs den Gläubigen anempfohlen werden. Ausser diesen Oelen bieten ihnen die Granatsteine einen reichen Nutzen, welche sie schnurweise verkaufen, und obwohl meist aus Composition bestehend, den Unkundigen für echte Waare anbieten.

Früher war ihr Handel ziemlich ausgebreitet, daher ihre Zahl auch grösser war. Sie durchzogen mit ihren Wundermitteln nicht nur Oesterreich, ganz Deutschland, Schweden, Holland und Russland, — sondern selbst Frankreich und die Türkei, wo sie in dem vorletzten Lande ihr Rosmarinwasser als Wasser „*de la reine d'Hongrie*“ gut bezahlt bekamen, und im letzten bei den Muselmännern ihre riechenden Oele reichlich absetzten. Ja, so geschah es auch noch in jenen Zeiten, nämlich in den achtziger bis neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: dass sie von Schweden, Holland und noch andern Ländern, wo sie ihre Wunderöle verkauften, Briefe bekamen, in welchen sie eines ärztlichen Rathes wegen angegangen wurden. — Doch die Zeiten der Aufklärung haben den meisten Gläubigen den Schleier gelüftet; das Vertrauen gegen diese ärztlichen Touristen fing an zu wanken, ihr industrieller Verkehr geringer und ihre Zahl kleiner zu werden.

Heut zu Tage ist hauptsächlich Russland das Ziel ihres Hausirhandels, welches sie oft seiner ganzen Breite und Länge nach durchstreifen und erst nach Jahren zurückkehren. Im Spätherbst, nachdem sie alle Feldarbeiten beendet, pflegen sie ihre Wanderung zu unternehmen, oder, wenn etwa mehrere Ledige unter ihnen sich befinden, warten sie ab, bis diese im selben Herbst ihre Hochzeit abgehalten; wonach der Neuvermählte oft nur vierzehn Tage mit seinem jungen Weibe zubringt, sie dann verlässt, und erst nach ein bis zwei Jahren zurückkehrt.

Ihre Abreise ist mit besonderer Eigenthümlichkeit verbunden: So werden vor der Abreise eines Oelbauers durch sein Weib für den nächstfolgenden Tag Kuchen gebacken und ein mit Honig versüsster Branntwein (slavisch: *Hrjatwo*) bereitet; um damit am Abend desselben Tages die zum abreisenden Oelbauer kommenden Verwandten, Nachbarn und Gevattern, die ihm der Reihe nach die besten Wünsche darzubringen pflegen, zu bewirthen. Bei dieser Gelegenheit ist es Sitte, dass jeder von den Gästen dem Oelbauer zur Reise wenn auch nur einige Groschen schenkt und dieselben mit dem Wunsche übergibt: „das Geld möge ihm auf seiner Wanderung Glück bringen“, während welcher Zeit sein Weib zwei Krüge mit Wasser füllt und selbe zur Thürschwelle stellt, worauf der Oelbauer, wenn zum Abschiede geschritten wird, jedem Gast die Hand reicht, ihn bis zur Thürschwelle begleitet, und dort vor den Gästen die Krüge mit den Füssen umstürzt, als Symbol: „das Glück möge ihm so wie das Wasser aus den Krügen zufliessen.“ Ausserdem sind sie auch derart abergläubisch, dass, wenn etwa im Dorfe ein Todter sich befindet, sie keine Reise unternehmen, bevor derselbe nicht begraben wurde, da sie der Meinung sind, es könnte ihnen Unglück bringen, wenn sie dessen Beerdigung nicht abwarten würden.

Ihre Wanderschaft unternehmen sie stets in Gesellschaft; entweder gehen vier bis fünf zusammen, oder bedingt sich der Wohlhabende im Vorhinein zwei bis drei Gehilfen, die mit ihm ziehen und täglich über ihren Erwerb ihm Rechnung legen müssen. Die erste Poststation begleitet den Oelbauer regelmässig sein Weib oder seine Mutter, wo sie dann auch den Tag bleiben und übernachten, und sich in der Früh nach zärtlichem Abschied für Lange trennen. Ihre Oele, welche sie wie schon erwähnt in einem Kästchen auf dem Rücken tragen, pflegen sie im Beginn ihrer Reise meist auf einem einspännigen Wagen zu führen, und das ganze Gespann an der Grenze Russlands, wo hauptsächlich ihr Hausirhandel anfängt, zu verkaufen, und nach vollendeter Reise mit guten russischen Pferden zurückzukehren.



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Der Ölbauer. Az olaj-árus. Le marchand d'huile.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

An der Grenze Russlands angelangt, nimmt jeder sein Kästchen, begibt sich in Dorf oder Stadt von Haus zu Haus, um seine Oele und Quacksalbereien abzusetzen. Sobald der Oelbauer in ein Zimmer zu gehen beabsichtigt, pflegt er ganz klug zwischen die Thürschwelle der bereits geöffneten Thüre seinen in der Hand habenden Stock derart zu setzen, dass, wenn etwa Einer die Thür vor ihm zuschliessen wollte, es des Stockes wegen nicht geschehen könne, und Jener genöthigt sei, zu sehen, wer zur Thür herein gehen wollte, worauf dem Oelbauer Gelegenheit geboten wird, seine Gesundheitsmittel persönlich anzupreisen, und den etwa Leidenden sogleich ein Specificum anzurathen. Die Gehilfen, die mit dem Oelbauer ziehen, pflegen ihren Meister auf der Reise stets als Doctor zu tituliren und auszugeben. Sie müssen ihm über ihren Erwerb täglich Rechnung legen, bekommen dafür auf die Woche zwei bis fünf Gulden Conventionsmünze als Lohn, und ausserdem die Hälfte des reinen Gewinnstes.

In manchen Gegenden Russlands haben die Oelbauern unter den Landbewohnern einige gute Kunden, und nicht selten ereignet es sich, dass sie von einer Stadt, wo sie eben hausiren, meilenweit geholt werden, um von ihnen Wunderessenzen zu kaufen und zu gebrauchen. Gehen etwa dem Oelkrämer unterwegs die Oele aus, so kauft er seine Specifica in der nächst besten Apotheke und gibt dieselben für echt ungarische Oele aus. So genügt es ihm kurzweg, wenn es anders nicht thunlich, vom Haferstroh „Theriac" zu machen, das heisst: aus der Asche des Haferstrohs ein Pflaster zu bereiten und es für echten Theriac zu verkaufen.

Im Allgemeinen galten diese ärztlichen Touristen im Comitate, wo ihre sonstigen Wohnstätten sind, für wohlhabende Leute; jetzt aber weniger, da ihre Oele selbst in Russland und Persien nicht den reichen und theueren Absatz wie früher finden, und sie nur dann einen bedeutenden Gewinn erzielen, wenn sie nebstbei auch andere Waaren zum Verkaufe führen. Namentlich hat in dieser Beziehung ein gewisser „Tocsek" zu Znio sich als Oelkrämer ein ansehnliches Vermögen erworben, der vor einigen Jahren in den Adel erhoben, seinen Kindern ein Vermögen von einigen „hunderttausend Gulden" Conventionsmünze zurückliess!! —

Diess gehört freilich zu den Seltenheiten, doch für gewöhnlich, wenn der Oelkrämer mehrere Jahre vom Hause wegbleibt, bringt er ausser 2 bis 300 Stück Ducaten auch ein Paar gute russische Pferde, zuweilen einige persische Waffen, als: Handtschare u. s. w. mit nach Hause. Selbst der Verfasser hatte oft Gelegenheit, in frühern Zeiten auf seinen Gütern, wo mehrere dergleichen Oelbauern wohnen, ihnen derartige Gegenstände abzukaufen und von ihnen über ihre Reisen manche interessante Details zu hören. In eigenem Hause nehmen sie oftmals russische Sitten an: so bringen sie nicht nur einen Samovar mit, sondern nehmen zum Abendbrod manchmal einen russischen Thee, der ihnen zu munden scheint; so wie auch ihre Pferde ein russisches Geschirr haben, die sie nur russisch anrufen, und beim Lenken und Stillhalten russische Manieren beobachten.

Ein jeder Oelbauer spricht fünf Sprachen und das Russische so geläufig, als wenn selbes seine Muttersprache wäre. Die Burschen, welche Oelkrämer zu werden beabsichtigen, werden mit 17 bis 18 Jahren in einem solchen Dorfe, wo Oelkrämer wohnen, zu Gehilfen auf die Reise engagirt; sie lernen dann die Sprachen und gewöhnen sich an jene Lebensart, an diesen Hausirhandel, der zuletzt ihr Lebensbedürfniss ausmacht. Das Thuróczer Comitat ist jene Industriehalle, wo die Oelkrämer domiciliren, namentlich in den Dörfern und Märkten: Znio, Writsko, Walcsa, Trebosztó, Sz. Péter, Karlova, Blathnitza und Belan.

Die Dauer ihrer Abwesenheit hängt von ihrem Verdienste ab, denn, finden sie einen guten Absatz, so bleiben sie länger aus, scheuen nicht die Kälte Sibiriens, und verirren sich sogar bisweilen nach China; dagegen, wenn ihr Handel nur spärlich geht, so bleiben sie eine kürzere

Zeit und kehren nach einigen Monaten zurück. Wenn sie längere Zeit abwesend sind, pflegen sie ihren Angehörigen durch Diejenigen, die nach Hause gehen, Berichte zu geben und sie zu bitten, sie mögen für ihr Wohlergehen beten.

Ihre Rückkunft erfolgt, wenn sie etwa ein, zwei Jahre abwesend waren, im Frühjahr und zwar der Art, dass es zur Sitte gehört, bei der Nacht in ihrem Wohnorte anzukommen, dann mit ihren Angehörigen bei Beleuchtung von mehreren Kerzen, bis es tagt, aufzubleiben, das erworbene Geld, mag es auch nur einige hundert Gulden betragen, den Angehörigen mehrmals vorzuzählen, und ihre Erfahrungen und Reiseabenteuer treulich mitzutheilen. Bei welcher Gelegenheit ihre Weiber, die oft Tage lang sie schon erwarteten, nicht ermangeln, sie mit Kuchen und Honigbranntwein zu regaliren.

In der Frühe ist des Oelbauers erster Gang zum Ortsprediger oder Pfarrer, um ihm eine russische Theetasse oder ein schönes Glas zu verehren, und für die Kirche einige Gulden und Wachskerzen zu opfern.

Bemerkenswerth bleibt noch jene Noblesse und Toleranz, die der Oelbauer gegenüber seinem Weibe oft beweist. Mit ihr höchstens zwei bis drei Wochen lang vermählt, lässt er, seinem Erwerbe nachgehend, das junge Weib zurück, um sie erst nach Jahren wieder zu sehen. Ereignet es sich nun, dass er bei seiner Heimkehr nicht ein, sondern auch manchmal zwei Kinder zur Ueberraschung findet, so erkennt er selbe, ohne darüber erstaunt zu sein oder sein Weib zu misshandeln, für die seinigen, und zählt sie fortan zu seiner Familie, wesshalb sich, wie auch natürlich, Niemand darüber aufhält, sobald diess dem Hausvater recht ist.

Das wären nun die Umrisse ihrer Lebensart, welche sie bis zum fünfzigsten Jahre fortführen, dann diesen Betrieb ihren Kindern überlassen, und im Alter an der Erinnerung ihrer gemachten Erfahrungen sich erfreuen. — Es mag daher jeden Volksfreund interessiren, das Lebensgemälde dieser Leute zu kennen, die, obwohl an Zahl nur aus einigen Hunderten bestehend, doch durch ihre Betriebsamkeit im Norden Europas allbekannt geworden.

XI.

DER WALACHISCHE FUHRMANN.

Der walachische Fuhrmann.

Noch vor einigen Jahren, bevor die Eisenbahn in Ungarn bis Pesth und Szolnok fertig geworden und für den allgemeinen Verkehr eröffnet wurde, waren im Handel die Frachten den Fuhrleuten anvertraut, und somit konnten die Agriculturproducte und die Manufacturwaaren bloss mittelst der Achse befördert werden. Vielen Landbewohnern kam dieser Betrieb bei der grossen Ausdehnung Ungarns zu Gute, wodurch mehrere Ortschaften einen Erwerbszweig fanden, und sich, je nach den Localverhältnissen dazu angewiesen, Ungarn, Walachen, Slaven und Deutsche dabei betheiligten.

Gegenwärtig, wo noch die Eisenbahn bis Debreczin, der zweiten Hauptstadt Ungarns unbeendet ist, und eine nach den Bergstädten mangelt, bleibt für diesen Theil Ungarns die Fuhrmannschaft ein nothwendiges Bedürfniss. — So werden die Waarentransporte nach Debreczin durch ungarische, nach Arad und der türkischen Grenze durch walachische, und nach den Bergstädten durch slavische Fuhrleute übernommen und zugleich befördert, während die Deutschen und Croaten mit ihren Fuhrwerken um Wieselburg und Oedenburg herum auch einen lebhaften Verkehr ausüben.

Jede Nationalität ist durch das eigene Gespann zu erkennen: der ungarische Fuhrmann hat meist fünf bis sechs kleine flüchtige Pferde eingespannt, der, wo es nur die Strasse erlaubt, seine Pferde schneller antreibt, und wenn er leer nach Hause fährt, stets im sausenden Galopp daher gesprengt kommt; desshalb fährt auch der Ungar unter allen Nationalitäten, wenn man sich seiner Pferde bedient, am schnellsten, da die Energie seinem Blute eigen ist. Ein Beispiel hievon gaben die Eilbauern, die vor Beginn der Eisenbahn die Strecke von Pesth bis Wien von 36 Meilen, meist auch beim schlechtesten Wege in 24 Stunden zurücklegten.

Der deutsche Fuhrmann ist im Ganzen bedächtiger, hat gewöhnlich zwei, manchmal auch vier starke Pferde, fährt aber nicht so rasch und kommt, wenn auch ohne Ladung, langsamen Schrittes nach Hause.

Des slavischen Fuhrmanns Gespann besteht aus vier bis fünf Pferden, die er für gewöhnlich vom Sattel aus antreibt; er selbst setzt sich selten auf's Pferd, sondern geht zu Fuss, entweder neben den Pferden oder hinter dem Wagen. Um das Zugvieh weniger zu belasten, lässt der Slave die Pferde meist von einem reitenden Knaben lenken. Man sieht daher oft slavische Fuhrleute mit grossen schwer belasteten Wagen einherziehen, mit fünf bis sechs Pferden bespannt, die von kleinen Blondköpfen, welche kaum im Sattel zu sehen sind, über Berg und Thal eifrig angetrieben werden. Die Slaven sind überhaupt gern Fuhrleute, und dem Knaben wird diese Erwerbsquelle durch Gewohnheit, wenn er zum Manne herangewachsen ist, sein Lieblingsgeschäft. Slaven sind

diejenigen Fuhrleute, welche die Verbindung der Bergstädte mit Pesth und andern grössern Städten Ungarns unterhalten; sie sind es, die gleich nach der Weinlese den Nektar Ungarns den Gebirgsbewohnern zuführen und dagegen das Eisen und dessen Fabrikate aus den Gewerken, den Städten, als den Depôts für die übrigen Landestheile zustellen, den untern Gegenden und Ebenen Ungarns die Mühlsteine des Barser Comitats überbringen und dafür im Tausch Getreide nach Hause laden.

Doch von allen Fuhrleuten hat der Walache, dessen Sitten und Gebräuche ohnehin eigenthümlicher Art sind, auch das originellste Gespann. Man kann wohl sagen: dass er als Fuhrmann dem kurzen hohen Wagen oft ein kleines „Gestüt“ vorspannt.

Diese walachischen Fuhrleute sind stämmige, breitschulterige Gestalten, deren Tracht aus einem langen Hemde besteht, das über die grobe Tuchhose bis zum Knie reicht und durch einen ledernen Gürtel an dem Leibe knapp anschliesst. Im Sommer tragen sie breitkrämpige Hüte, im Winter Pelzmützen, deren Form den persischen ähnlich ist; ausserdem grosse Stiefeln, die ihnen einen schwerfälligen Gang verleihen.

Im Ganzen sind die Walachen keine arbeitsamen Leute, und lieben nebstbei die geistigen Getränke, daher es denn kommen mag, dass sie die Fuhrmannschaft gern betreiben, indem ihnen dadurch Gelegenheit geboten wird, sowohl der häuslichen Arbeit auszuweichen, als auch ihrer Kehle zu genügen. Denn in einer walachischen Bauernfamilie ist ohnehin nur das Weib das Triebrad im Hause; sie ist es, welche die ganze Haushaltung in Bewegung setzt. Sie ist Diejenige, die kocht, spinnt, wäscht, das Vieh im Stalle versorgt und es einspannt, den Mann kämmt und ihm das Reisebündel umgiebt, und nur wenn Alles fix und fertig ist, setzt der Walache erst dann seine Beine in Bewegung.

Die walachischen Fuhrleute pflegen zwischen Pesth, Arad und Siebenbürgen zu verkehren, und von Arad meist Spiritus und Wolle, von Siebenbürgen Kotzen, Potasche und rohe Häute nach Pesth, um den Frachtpreis von drei bis vier Gulden Conventionsmünze für den Centner zu führen. In Pesth angelangt, halten sie gewöhnlich zwei Tage Rasttag, wo sie sich während dieser Zeit bei den Speditions- und Grosshandlungshäusern um die Rückfrachten für Arad, Siebenbürgen und das Fürstenthum Walachei, da ein grosser Theil der Waaren auch nach der Walachei abgesetzt wird, umsehen; dann meistens Manufactur-, Specerei- und Colonialwaaren, bisweilen aber auch andere Gegenstände verladen, und dafür an Frachtgebühr je nach Beschaffenheit der Waaren, und der Distanz, wohin sie dieselben führen, fünf bis acht Gulden Conventionsmünze per Centner erhalten.

Die walachischen Fuhrleute fahren zu jeder Jahreszeit mit ihren Fuhrwerken, und scheuen den Wechsel der Witterung durchaus nicht, nachdem sowohl sie, als auch ihre Pferde derart abgehärtet sind, dass sie jedem ungünstigen Wetter trotzen können. Sie sind grösstentheils im Besitze von zwei bis drei Wagen. Jener, der drei Wagen besitzt, hat beständig zwei Fuhrwerke unterweges, und zwar, wenn das eine in Pesth verladet, verladet das andere in Arad oder Siebenbürgen, welche sich regelmässig auf der Strasse begegnen, wo sie sich gegenseitig Kunde ertheilen, und dann jedes seinem Bestimmungsorte zueilt. Sobald das von Pesth zurückkehrende Fuhrwerk zu Hause anlangt, so ladet das bereits zu Haus rastende wieder Frachten für Pesth, und so lös’t, um sich zu erholen, eins das andere ab.

Die Bespannung eines walachischen Fuhrwerkes besteht gewöhnlich aus acht bis zwölf Pferden, und somit ist ein solcher Fuhrmann im Besitze von zwanzig bis dreissig Pferden, welche er auch viel leichter unterhält, als jeder andere Fuhrmann, da der Walache, so lange es nur die



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf

Wallachische Fuhrleute. Oláh szekeres Rouliers valaques.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] Gebräuche

[illegible] mit Pesth und andern grössern Städten [illegible] Weinlese den Nektar Ungarns den Ge- [illegible] Fabrikate aus den Gewerken, den [illegible] den untern Gegenden und Ebenen [illegible] und dafür im Tausch Getreide nach [illegible]

[illegible] Sitten und Gebräuche ohnehin eigen- [illegible] dass er als Fuhrmann [illegible]

[illegible] Gestalten, deren Tracht aus [illegible] Knie reicht und durch einen [illegible] Im Sommer tragen sie breitkrämpige Hüte, im [illegible] grosse Stiefeln, die ihnen [illegible]

[illegible] und lieben nebstbei die geistigen [illegible] Fuhrmannschaft gern betreiben, indem ihnen [illegible] Arbeit auszuweichen, als auch ihrer [illegible] ist ohnehin nur das Weib das [illegible] in Bewegung setzt. Sie ist Diejenige, [illegible] den Mann kämmt und ihm [illegible] der Walache erst dann seine [illegible]

[illegible] Siebenbürgen zu verkehren, [illegible] Potasche und rohe Häute nach [illegible] für den Centner zu führen. In Pesth angelangt, [illegible] zwei [illegible] Rasttag, wo sie sich während dieser Zeit bei den Speditions- [illegible] die Rückfrachten für Arad, Siebenbürgen und das Fürstenthum [illegible] der Waaren auch nach der Walachei abgesetzt wird, [illegible] Specerei- und Colonialwaaren, bisweilen aber auch [illegible] Frachtgebühr je nach Beschaffenheit der Waaren, und [illegible] fünf bis acht Gulden Conventionsmünze per Centner [illegible]

[illegible] zu jeder Jahreszeit mit ihren Fuhrwerken, und scheuen [illegible] sie, als auch ihre Pferde derart [illegible] können. Sie sind grösstentheils im [illegible] Wagen besitzt, hat beständig zwei Fuhrwerke [illegible] verladet das andere in Arad oder Sieben- [illegible] begegnen, wo sie sich gegenseitig Kunde ertheilen, [illegible] Sobald das von Pesth zurückkehrende Fuhrwerk [illegible] Haus rastende wieder Frachten für Pesth, und so lös't, [illegible]

[illegible] Fuhrwerkes besteht gewöhnlich aus acht bis zwölf [illegible] im Besitze von zwanzig bis dreissig Pferden, welche [illegible] andere Fuhrmann, da der Walache, so lange es nur die



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Wallachische Fuhrleute. Oláh szekeres. Rouliers valaques.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Jahreszeit erlaubt, für seine Pferde die Hutweiden an den Strassen benützt, woran seine Pferde gewöhnt sind. Man findet sehr häufig Wagen auf den Strassen ausgespannt, in deren Nähe die Schaar ihrer Pferde weidet, während die Fuhrleute um einen Kessel herum sitzend, eine aus Kukurutz- oder Bohnenmehl (welches sie mitführen) zubereitete Speise verzehren.

Ihre Wagen sind kurz, hoch, dabei stark gebaut, und auf dieselben laden sie je nach Beschaffenheit der Waaren in Wintermonaten dreissig bis vierzig Centner, in den Sommermonaten bei guten Strassen aber auch funfzig bis sechzig Centner. Es ist staunenswerth, wenn man die zwar zahlreichen aber kleinen abgemagerten Pferde, die vor einem solchen stark beladenen Wagen eingespannt sind, ansieht, wie sie denselben bei den theilweise schlechten Strassen auf seine Bestimmung hinschaffen können. Und es ist nicht selten, dass der walachische Fuhrmann, seine Peitsche schwingend, ganze Strecken mit seinen Pferden schwer beladen im Trapp fährt.

Höchst auffallend ist das Glockengeläute eines walachischen Fuhrwerks, indem dessen meisten Pferde Glocken von verschiedener Grösse um den Hals hängen haben, welches Geläute schon von weitem sowohl auf der Strasse als in der Stadt die Ankunft eines walachischen Fuhrmanns anzeigt. Dies Gespann mit dem Glockenspiel, kurzen hohen Wagen, vielen Pferden und mit dem zu Ross im langen Hemde sitzenden Walachen, trägt den Character des Eigenthümlichen und Originellen an sich.

XII.

DER GÄNSETREIBER.

Der Gänsetreiber.

An Hausgeflügel aller Art mangelt es nicht in Ungarn, und die Geflügelwirthschaft kann im Lande als gross und bedeutend bezeichnet werden. Die Millionen Körner, die auf den Tretplätzen ausgestreut zurückgeblieben, und die Meierhöfe, die sich auf den vielen Heiden befinden, sind eben so viel genügende Nahrungsplätze für Haus- und Truthühner, als die stehenden Wässer und Sümpfe den Enten und zahllosen Gänsen eine ernährende Wohnstätte darbieten und ihre Zucht insbesondere begünstigen.

Es ist kein Bauernhof, in welchem nicht mehrere Haushühner, und namentlich Gänse zu finden wären. Für jede Bäuerin bleibt die Zahl ihrer Gänse der massgebende Thermometer, nach welchem die übrigen Weiber im Dorfe ihre Thätigkeit schätzen, um sie entweder, wenn sie viele Gänse züchtet, für eine betriebsame, wenn wenige, für eine laue Hauswirthin zu halten.

Jener Umstand, dass die Bäuerin zu ihrem eigenen Bedarf höchst selten von ihrem Manne Geld bekommt, sondern angewiesen ist, diess vom Ertrage des jährlich gezüchteten und verkauften Geflügels zu erzielen, so wie auch jene Sorge, die der Bäuerin, wenn ihre Tochter heirathet, obliegt, dieselbe mit einem üppigen Federbette auszustatten, mögen als Triebfedern angenommen werden, wodurch die Bäuerinnen so zu sagen genöthigt sind, der Geflügelzucht besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Daher ist dieselbe auch im Lande ziemlich ausgebreitet und macht einen eigenen Handelsartikel aus, an dem sich die Bäuerinnen, namentlich um Raab, Wieselburg und Oedenburg herum lebhaft betheiligen.

Wenn wir die statistischen Daten Schwartner's in Anbetracht nehmen, so hat Ungarn schon vor 50 Jahren, nämlich im Jahre 1802, für entbehrliches Hausgeflügel 112,325 Gulden Conventionsmünze eingenommen; so wie Ungarn im letzten Decennium, im Jahre 1845 nach „Fényes“ 593,155 Gulden Conventionsmünze für Geflügel bekam. Desgleichen hat im Lande der Handel mit Bett- und Flaumfedern seit 50 Jahren sich verdoppelt, da nach „Schwartner“ 1802 an den Grenzen gegen 4000 Centner Bett- und Flaumfedern verzollt wurden, während im Jahre 1845 aus Ungarn schon 8634 Centner Bett- und Flaumfedern ausgeführt wurden.

Für den Handel des Hausgeflügels liefert wohl die Gänsezucht das grösste Contingent. Unendliche Schaaren von Gänsen werden in der Theissgegend, so wie um Grosswardein herum, wo Moräste und stehende Wässer sich vorfinden, wie auch auf der Donauinsel „Schütt“, der grössten Flussinsel Europas, (die im westlichen Theile Ungarns zwischen Pressburg und Komorn, in der Länge von zwölf, und der Breite von sieben Meilen liegt,) gezogen.

Die meisten Dörfer in Ungarn halten daher entweder Gänsehüter oder Hüterinnen, welchen die Gänse, nachdem dieselben den Flaumfedern entrückt und für die Weide kräftig genug sind, anvertraut werden. Die Hüter pflegen jeden Morgen schon zeitig früh, dem Dorfe entlang, von jeder Hauswirthin die Gänse rudelweis zum Trieb zu übernehmen und mit selben sich in's Grüne

zu begeben, um sie auf dem vom Dorfe ausgeschiedenen Platze zu weiden, oder nach der Ernte auf den Stoppelfeldern zu nähren. Am Abend geschieht der Nachhausetrieb, wo dann der Gänsehüter dem dichtesten Staube ausgesetzt ist; denn die vielen Gänse, die mit grossem Lärm und Geschnatter nach Hause eilen, entwickeln oft eine ungeheuere Staubwolke; — manchmal geschieht es auch, dass der Hüter vom Felde allein nach Hause kommt, indem seine Zöglinge, wenn sie flügge sind, bisweilen nach Herzenslust sich früher nach Hause oder in den nächst gelegenen Bach begeben, ohne ihren Mentor, den Gänsehüter, zu berücksichtigen.

Unter dem Federvieh ist die Gänsezucht wohl diejenige, die der Bäuerin den grössten Nutzen bringt, daher ihr auch das Bauerweib gern alle Sorgfalt angedeihen lässt. Manche Weiber wissen einen doppelten Nutzen von der Gänsezucht zu erzielen, da sie die Gänse zweimal brüten lassen, und daher die Sommereier denselben im Herbste unterlegen, wo dann die jungen Gänschen im warmen Zimmer gezogen, um Weihnachten herum den Städtern, die um diese Zeit jene Gourmandise lieben, theuer verkauft werden. Doch, wenn auch diess nicht wäre, so finden ja die Gänse in den Städten zu jeder Jahreszeit an den Söhnen Israels, namentlich wo dieselben zahlreich wohnen, einen schnellen Absatz, da wie bekannt, dieselben den Gänsebraten und das Gänsefett lieben und mit diesem Fett ihre Speisen zubereiten.

Dieser sichere Absatz, der sich nun beim Verkaufe der Gänse darbietet, mag in Ungarn die Einwohner einiger Dörfer dazu geführt haben, dass sie sich mit dem Verkaufe der Gänse im Grossen abgeben. Insbesondere sind es die Bauern in Visznek, so wie in Tisza-Abád und Tisza-Szalok (Heveser Comitat), die einen Handel mit Gänsen führen, Gänsetreiber oder Gänsehändler, ungarisch *„Lúd-Hajtsár“* genannt werden, und von Mitte September angefangen bis Mitte November, wöchentlich mit einem Trieb von 400 bis 500 Gänsen nach Pesth kommen, um dieselben zu verkaufen. Die jungen Gänse kaufen sie in den an der Theiss gelegenen Dörfern: Kis-Köre, Tisza-Bábolna u. s. w., oder um Grosswardein herum in den Dörfern: Zsáka und Furta, wo bei den Landleuten eine ausgebreitete Gänsezucht stattfindet, und bringen dieselben nach Hause. Da angelangt, lassen sie die Gänse ein, zwei Tage ruhen, rupfen ihnen dann ein bis zwei Schwungfedern aus und treiben dieselben in einem Rudel von 400 bis 500 Stück nach Pesth, so, dass sie täglich mit denselben eine Distanz von drei Meilen zurücklegen und gewöhnlich in fünf Tagen ihre Reise nach Pesth beendigen. Hier verkaufen sie dann dieselben auf dem Wochenmarkte, entweder paarweise, oder zu Hunderten auf einmal an die Gastwirthe oder Geflügelhändler. Beim Einkaufe zahlen sie für das Paar der Gänse gewöhnlich einen Gulden Conventionsmünze, oft auch weniger, und verkaufen dieselben in Pesth meist zu zwei Gulden Conventionsmünze. Natürlich haben diese Leute oft viel Plage; sie müssen auf der Reise, wenn sie etwa nicht einen zugeschlossenen Platz als Nachtquartier für die Gänse bekommen, stets bei ihnen Wache stehen, sonst zerstreuen sich dieselben auf der Stelle. Für das Nachtquartier, welches auf dem Wege im Wirthshause gehalten wird, pflegen sie meistens „eine Gans“ abzugeben.

Es ist eigenthümlich zu sehen, wenn ein Gänsezug über die Landstrasse des Rákoser Feldes getrieben ankommt: Voran meist ein Mädchen, welches als Avantgarde ein kleines Rudel treibt, hintennach dagegen der Gänsehändler mit dem Gros der Gänseschaar in seinem umgekehrten ungarischen Pelze, mit einem langen Stocke versehen, entweder allein oder in Compagnie zweier bis dreier alten Weiber, denen er als ritterlicher Begleiter auf der Reise dient. Seine ernste Miene und gravitätischen Schritte, mit denen er einherschreitet, bilden einen wahren Contrast zu jenem Lärm, der durch das Geschwätz der alten Weiber und schnatternden einstigen Capitolsretter sich stets entwickelt und die ganze Reise hindurch fortgeführt wird.



Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] Platze zu weiden [illegible] nach der Ernte [illegible] der Nachhausetrieb [illegible] der Gänse- [illegible] die vielen Gänse [illegible] grossem Lärm und [illegible] angeheure [illegible] manchmal geschieht es [illegible] nach Hause kommt [illegible], wenn sie flügge [illegible] nach Hause [illegible] gelegenen Bach begeben, ohne [illegible], zu berücksichtigen.

[illegible] ist die Gänsezucht [illegible], die der Bäuerin den grössten Nutzen [illegible] auch das Bauerweib gern [illegible] angedeihen lässt. Manche Weiber [illegible] Nutzen von der Gänsezucht [illegible], da sie die Gänse zweimal brüten [illegible] Sommereier denselben im [illegible] unterlegen, wo dann die jungen Gänschen [illegible] gezogen, um Weihnachten [illegible] den Städtern, die um diese Zeit jene [illegible], theuer verkauft werden. [illegible] wenn auch diess nicht wäre, so finden ja die Gänse [illegible] Städten zu jeder Jahreszeit [illegible] Söhnen Israels, namentlich wo dieselben zahl- [illegible] schnellen [illegible], dieselben den Gänsebraten und das Gänse- [illegible]

[illegible] der Gänse [illegible] mag in Ungarn [illegible] Mitte November, [illegible] nach Pesth kommen, um dieselben zu ver- [illegible] gelegenen Dörfern: Kis-Köre, Tisza- [illegible] in den Dörfern: Zsáka und Furta, wo bei den [illegible] Gänsezucht stattfindet, und bringen dieselben nach Hause. Da ange- [illegible] lassen [illegible] ein, zwei Tage ruhen, rupfen ihnen dann ein bis zwei Schwungfedern [illegible] und treiben [illegible] in einem Rudel von 400 bis 500 Stück nach Pesth, so, dass [illegible] täglich [illegible] denselben [illegible] Distanz von drei Meilen zurücklegen und gewöhnlich in fünf Tagen ihre Reise [illegible] Pesth [illegible]en. Hier verkaufen sie dann dieselben auf dem Wochenmarkte, entweder paar- [illegible], oder [illegible]nderten auf einmal an die Gastwirthe oder Geflügelhändler. Beim Einkaufe [illegible] Paar der Gänse gewöhnlich einen Gulden Conventionsmünze, oft auch weniger, und [illegible] dieselben in Pesth meist zu zwei Gulden Conventionsmünze. Natürlich haben diese Leute [illegible] Plage; sie müssen auf der Reise, wenn [illegible] etwa nicht [illegible] zugeschlossenen Platz [illegible] für die Gänse bekommen, stets [illegible] Wache stehen, sonst zerstreuen [illegible] dieselben auf der Stelle. Für das Nachtquartier, [illegible] auf dem Wege im Wirthshause [illegible] wird, pflegen sie meistens „eine Gans" abzugeben.

[illegible] ist eigenthümlich zu sehen, wenn [illegible] Gänsezug über die Landstrasse des Rákoser Feldes [illegible] ankommt: Voran meist ein Mädchen, welches als Avantgarde ein kleines Rudel treibt, [illegible] dagegen der Gänsehändler [illegible] dem Gros der Gänseschaar in seinem [illegible] Pelze, [illegible] einem langen [illegible] versehen, entweder allein oder in [illegible] zweier [illegible] dreier alten Weiber, denen er als ritterlicher Begleiter auf der Reise dient. [illegible] Miene und gravitätischen [illegible] Schritte, mit denen er einherschreitet, bilden [illegible] zu jenem Lärm, der durch das Geschwätz der alten Weiber und [illegible] Capitolsretter sich stets entwickelt und die ganze Reise hindurch fortgeführt [illegible]



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Gänsetreiber. Lúd-hajtsár. Meneur d'oies.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

XIII.

DIE SPINNSTUBE.

Die Spinnstube.

Die Flachs-, besonders aber die Hanfsaat, ist ein unabweisliches Bedürfniss in der Wirthschaft des ungarischen Landvolkes geworden. Seine ganze Kleidung besteht meist aus Leinenzeug, daher findet man in Ungarn selten ein Dorf, in welchem nicht ein grösserer Flächeninhalt den Hanffeldern angewiesen wäre; ja selbst die verheiratheten Dienstleute auf dem Lande wollen oft nicht Dienste annehmen, wenn sie nicht neben ihrem sonstigen Lohne auch ein Stück Feld zum Hanfanbau zugesichert bekommen.

Die Fürsorge bleibt also sowohl für den grössern als kleinen Besitzer gleich, darauf bedacht zu sein, die Eintheilung seiner Felder derart zu treffen, dass ein Stück auch zur Hanfsaat verwendet werde. Wie natürlich ist hieraus zu ersehen, dass zum Haushalte des Landvolkes das Spinnen und Weben gehöre, wesshalb auch das weibliche Geschlecht nicht ermangelt, den Winter hindurch hinlängliche Leinwand zum Hausbedarf zu verfertigen. Es ist eine Beschäftigung, welche das Bauernmädchen und Bauernweib an den langen Winterabenden gerne unternimmt. Hanf wird in allen Gegenden so viel gebaut, als es die Bedürfnisse jedes einzelnen Familienvaters erfordern; für den vorzüglichsten wird stets der Apathiner des Bácser Comitats gehalten. Flachs dagegen wird meist nur in den nördlichen Gespannschaften Ungarns erzeugt, namentlich im Zipser Comitat, welches allein von der beliebten Zipser Leinwand 6,005,000 Ellen jährlich verfertigt, wovon eine grosse Menge die dahin aus Arva, Sohl und Neutra kommenden Leinwandhändler kaufen und damit weit und breit in und ausser dem Lande einen Handel führen.

Obwohl das Spinnen im Allgemeinen bei den Mädchen und Weibern jeder Nationalität Ungarns üblich ist, und daher auf dem Lande das weibliche Geschlecht dasselbe überall ausübt, so hält man doch die Slavinnen und Walachinnen für die geschicktesten Spinnerinnen. Die ersten pflegen, wenn sie im Sommer zur Feldarbeit nach Unter-Ungarn ziehen, sich oft für den Winter dort zum Spinnen dingen zu lassen; so wie die letztern derart darin gewandt sind, dass sie gehend spinnen, und selbst jene Zeit des Tages dazu benützen, während welcher sie den Gang in die Mühle oder zur Arbeit auf das Feld verrichten.

Man kann wohl sagen, dass jede Nationalität selbst an dem Spinnrocken zu erkennen sei. So hat die Deutsche ihr Rädchen, während die Ungarin einen stehenden mit Füssen versehenen Rocken hat, welcher ihr zugleich als Fussschemel beim Spinnen dient, dagegen die Slavin denselben derart anwendet, dass sie sich auf dessen Endtheile setzt, und die Walachin einen tragbaren benützt,

welchen sie einem Bajonnete gleich an der linken Seite ihres Leibgurtes befestigt, und mit der grössten Geschicklichkeit während dem Gehen die Spindel vor sich zu schnellen und wieder aufzufassen im Stande ist.

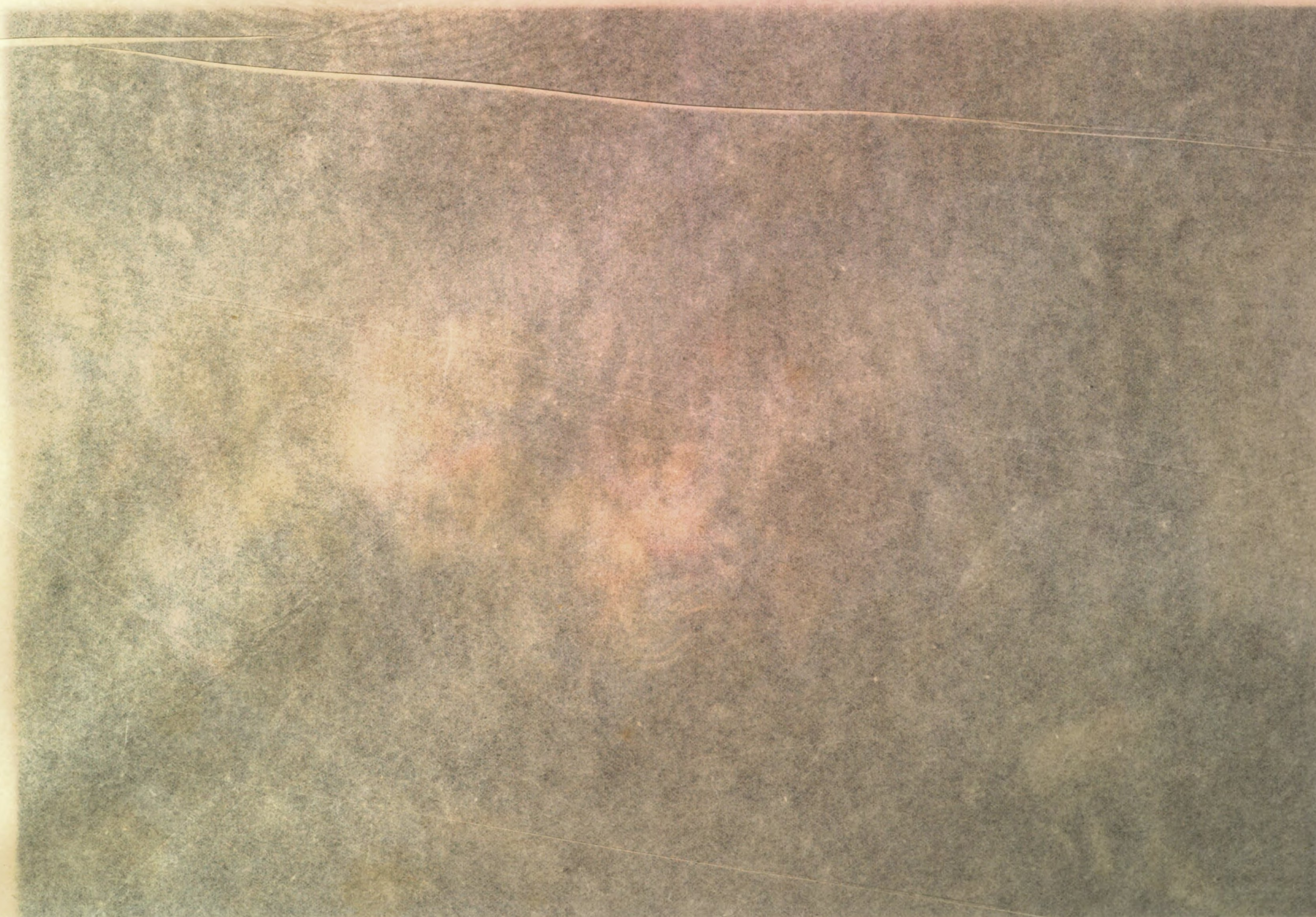
Der Spinnrocken spielt daher auf dem Lande im Winter eine grosse Rolle. Mag er auch den Sommer hindurch hinter der Ecke des grossen Ofens gestanden sein, so wird er auf jeden Fall nach „Allerheiligen“ hervorgeholt und die Mädchen säumen dann nicht, ihren Wocken mit einem Bändchen zu zieren. Keine emsige Wirthin lässt ohne dieses Geschäft einen Abend vorüber ziehen, und von dem Grossmütterchen angefangen bis zur Enkelin, betheiligen sich alle weiblichen Familienmitglieder daran.

Sie bilden einen traulichen Kreis, welcher in der Bauernstube um den Ofen herum sich lagert, und neben einem mässigen Lichte und des im Kamine lodernden Kleingehölzes seine Arbeit beginnt, welche in ihrem regelmässigen Gange höchstens beim Schnellen der Spindeln, die sich auf der Erde drehen, durch das Herumstreifen der in der Stube schnurrenden Katze unterbrochen wird. Allein die Mädchen begnügen sich nicht immer mit dem Zuhausebleiben, sondern wollen mit der Bethätigung ihres Fleisses auch ein geselliges Vergnügen verbinden, und begeben sich daher auf dem Dorfe meist in Gesellschaft zu einer oder der andern Bäuerin, die für den ganzen Winter ihr kleines Zimmer zur Spinnstube abtritt, welche bei den Ungarn *„Fonoház“* oder *„Fonoka“*, bei den Slaven *„Pradki“* genannt wird.

In einem Dorfe bestehen für den Winter oft mehrere sogenannte Spinnstuben, wohin die Mädchen, so wie der Abend heranrückt, von allen Seiten des Dorfes mit ihren von einem bunten Bande gezierten Spinnrocken ziehen. Als Recompense pflegen die Mädchen der Hauswirthin meist deren eigenen Spinnvorrath aufzuspinnen, so wie auch als Kerzengeld einige Kreuzer zu entrichten. Es ist diess ein Zeitpunkt, dem die Dorfmädchen vergnügt entgegensehen, da die Abende in der Spinnstube ihre Wintersoirées ausmachen, bei denen sich meist auch Heirathen entspinnen.

In einer solchen Spinnstube versammeln sich gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Mädchen, die alle um den Tisch herum sitzend, bei dem Schein einer bescheidenen Kerze ihre Arbeit vollführen. Die Jünglinge des Dorfes finden sich zu jener Stunde nun auch als Gesellschafter ein, die dann neben den Mädchen oder um den Ofen herum sich lagern, ihren Scherzen und Spässen freien Lauf lassen, und oft mit Ungeduld jenen Moment ablauschen, wenn die Spindel den Händen der Angebeteten entfallen ist, um dieselbe als Pfand nur gegen Ablösung eines Kusses zurückzuerstatten. Die Mädchen plaudern und singen, zu welchem Gesang sich manchmal auch kleine Spiele gesellen, die dem Ganzen die Würze geben.

Unter diesen Spielen sind zwei, die auf dem Lande meist üblich sind. Das erste wird bei den Ungarn: *„Bolha fordulj“*, bei den Slaven: *„Belski“* genannt, (wörtlich: „drehe dich, Floh!“) Dieses Spiel wird auf folgende Art begonnen: Vor die Thür des Zimmers wird ein Stuhl gebracht, auf den sich ein Jüngling setzt, der die Forderung an die Mädchen machen muss, dass Jene, welcher er gefallen, aufstehen möge und zu ihm komme, um ihn zu küssen; worauf jenes Mädchen, welches aufgestanden und ihn geküsst, sich auf den erwähnten Stuhl setzt und dieselbe Forderung an die Jünglinge richtet, wo dann, wenn Einer kommt, der dem Mädchen missfällt und sie ihn dennoch küssen muss, ein allgemeines Gelächter erschallt. Wie zu ersehen, kommt durch dieses Spiel fast ein Jeder zum Küssen! Das zweite Spiel besteht darin, dass sich desgleichen ein Jüngling oder Mädchen auf den bewussten Stuhl zu setzen hat, worauf Einer aus der Gesellschaft mit der Brodschaufel dem Sitzenden, welchem die Augen zugebunden werden, auf den Absatz seiner grossen Stiefeln schlägt, der dann verpflichtet ist, zu errathen, von wem dieser Schlag herrühre, und hat er



Spinnstube. Fonóka. La chambre où l'on file.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] ihres Leibgurtes befestigt, [illegible] mit der [illegible] vor sich zu schnellen und wieder auf- [illegible]

[illegible] im Winter eine grosse Rolle. Mag er auch [illegible] Ofens gestanden sein, so wird er auf jeden [illegible] dann nicht, ihren Wocken mit [illegible] dieses Geschäft einen Abend vorüber [illegible] betheiligen sich alle weiblichen [illegible]

[illegible] Bauernstube um den Ofen herum sich lagert, [illegible] lodernden Kleingehölzes seine Arbeit beginnt, [illegible] beim Schnellen der Spindeln, die sich auf der [illegible] der in der Stube schnurrenden Katze unterbrochen wird. [illegible] mit dem Zuhausebleiben, sondern wollen mit der [illegible] Vergnügen verbinden, und begeben sich daher auf dem [illegible] der andern Bäuerin, die für den ganzen Winter ihr kleines [illegible] den Ungarn „Fonóház" oder „Fonoko", bei den Slaven [illegible]

[illegible] Spinnstuben, wohin die [illegible] mit ihren von einem bunten [illegible] Mädchen der Hauswirthin meist [illegible] einige Kreuzer zu entrichten. [illegible] entgegensehen, da die Abende in der [illegible] ausmachen, bei denen sich meist auch Heirathen entspinnen.

[illegible] Spinnstube versammeln sich gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Mädchen, [illegible] Tisch herum sitzend, bei dem [illegible] einer bescheidenen Kerze ihre Arbeit [illegible] Jünglinge des Dorfes finden sich [illegible] Stunde nun auch als Gesellschafter [illegible] Mädchen oder um den Ofen herum sich lagern, ihren Scherzen und Späsen [illegible] oft mit Ungeduld jenen Moment ablauschen, wenn die Spindel den Händen [illegible] entfallen ist, um dieselbe [illegible] nur gegen Ablösung eines Kusses zurückzuerstatten. [illegible] plaudern und singen [illegible] Gesang sich manchmal auch kleine Spiele gesellen [illegible]

[illegible] auf dem Lande [illegible] üblich sind. Das erste [illegible] Slaven: „Belsk" [illegible] (wörtlich [illegible]) [illegible] begonnen: Vor [illegible] gebracht [illegible] die Forderung [illegible] dass Jene, welche [illegible] zu ihm komme [illegible] jenes Mädchen, welches [illegible] sich auf den [illegible] dieselbe Forderung an die [illegible] wenn Einer [illegible] missfällt und sie ihn dennoch [illegible] Gelächter [illegible] kommt durch dieses Spiel fast [illegible] Das zweite [illegible] sich desgleichen ein Jüngling oder Mädchen [illegible] Stuhl [illegible] Einer aus der Gesellschaft mit der Brodschaufel [illegible] werden, auf den Absatz seiner grossen Stiefel [illegible] von wem dieser Schlag herrühre, und hat es



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Spinnstube. Fonoka. La chambre ou l'on file.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

es errathen, so ist Der- oder Diejenige, die es gethan, verpflichtet, sich statt seiner zu setzen, welches derart fortgeführte Spiel ungarisch: *„Lapatka“*, slavisch: *„Na lopati“* (wörtlich: Brodschaufel) genannt wird. —

Diese Unterhaltung macht nun in der Spinnstube das Glück der Dorfjugend aus. Die Spinnstuben werden im Winter ausser dem Sonntage regelmässig jeden Abend besucht, meistens aber am Samstage, wo sich die Mädchen bis zehn oder eilf Uhr aufhalten, und dann die Jünglinge, im Fall sie sich gut unterhalten haben, auch einige Kreuzer zusammenlegen, um dieselben der Hauswirthin als Kerzengeld zu geben. So ist das Leben der Dorfjugend in der Spinnstube, welches durch Bauernscherze, Lieder und kleine Spiele den Volkscharakter bekommt.

XIV.

DIE DORFGERICHTSBARKEIT.

Die Dorfgerichtsbarkeit.

Noch vor sechs bis sieben Jahren hatte die Dorfgerichtsbarkeit in Ungarn einen eigenthümlichen Charakter, wenn dieselbe im Gemeindehause zu Gerichte sass. Der Bauer, der keine Idee von Anstand oder Achtung hatte, die den Richterspruch begleiten soll, und ihm selbst äusserlich zu zollen sei, sass als Gerichtsperson im Rathe mit bedecktem Haupte und dampfender Pfeife, woher denn auch der Ungar diesen Gerichtsrath *„Kupak-tanács“* (wörtlich: Pfeifenrath) nannte; da nämlich die Bauern für gewöhnlich kleine mit grossen Deckeln versehene Pfeifen haben, und das ungarische Wort *„Kupak“*, was eigentlich Pfeifendeckel heisst, in dieser Bedeutung für Pfeife gebraucht wird.

Die Berathungen wurden stets im Beisein des Dorfnotars (Schriftführers), daher auch in seiner Wohnung, wozu eine jede Dorfgemeinde ein eigenes Haus hat, abgehalten, und zu dem Zwecke ein Zimmer eingeräumt, welches zu den Geräumlichkeiten des Notars gehörend, durch ihn zeitweise zu einer Speisekammer benützt wurde, und als Symbol der sauern Mühewaltung oftmals ein Fässchen Kraut in einer Ecke des Zimmers beherbergte, oder einige Pfund Kerzen zum Zeichen der häufigen Finsterniss, die hier vorwaltete, am Wandhaken hängen hatte. Hier wurde nun im Dampf und Rauch berathen, und über Gegenstände, die in den Kreis der Dorfgerichtsbarkeit gehörten, als: kleine Ortsdiebereien, Beschimpfungen, Uebertretungen des Weideverbotes, und Schuldzahlungen bis zu zwölf Gulden Conventionsmünze ein Urtheil gefällt. Die Adeligen und Grundherren waren hiervon ausgenommen, über die bloss die Comitatsbehörde aburtheilen konnte.

Die Richterwahl geschah jährlich in jedem Dorfe, und zwar dermassen: dass drei von den besonnenern und wohlhabendern Bauern durch den Grundherrn in Vorschlag gebracht wurden, von denen dann einer durch die Aeltern des Dorfes, die sich damals alle im Gemeindehause versammelten, gewählt wurde. In Vorschlag kamen nur Diejenigen, die Ansässigkeiten hatten; die sogenannten Kleinhäusler, die ausser ihrem eigenen Hause keine Felder besassen, wurden nur in den letzten Jahren in die Candidation gebracht.

Die Bauern hielten auf dieses Vorrecht sehr viel, legten daher eine grosse aristokratische Ambition darin, einen Richter ihresgleichen zu haben, und es ereignete sich sehr selten, dass ein Kleinhäusler durch sie zum Richter gewählt wurde. Nach der Wahl wurde dem Richter sogleich ein Stock in die Hand gegeben, der bei Tag und Nacht sein treuer Begleiter blieb, und vor seine Wohnung wurde der Bock gestellt.

Der Bock, ungarisch: *„Kaloda“*, slavisch: *„Klada“* genannt, war ein compendiöser Arrestapparat aus einer grob zugehauenen Holzvorrichtung, in der sich fünf Löcher befanden, um bald die

Hände oder Füsse, bald beide zugleich, bald nur den Hals einsperren zu können. Der Bock war so zu sagen das Schild, welches vor dem Hause des Ortsrichters als Zeichen für jeden Fremden und Reisenden diente, um ihn zu avisiren, wo die Wohnung des Richters sei.

Von der Stunde angefangen, wo Einer zum Richter gewählt wurde, gaben ihm die Bauern den Titel: „Herr", und er wurde im Dorfe nie anders als „Herr Richter" genannt. Seine Amtirung bestand ausser jenen oben erwähnten, durch die Dorfgerichtsbarkeit zu erkennenden Straffällen in der Eincassirung der durch's Comitat dem Dorfe auferlegten jährlichen Steuern, in der Aufnahme des Dorfschmiedes, Nachtwächters u. s. w. und in der Verwaltung der Gemeindeschenke. Woher es denn auch kam, dass das letztere Geschäft ihm oft das liebste wurde, und zuletzt fast die meisten Verwaltungsgegenstände bei vollen Gläsern in der Schenke abgemacht wurden, da der Bauer für gewöhnlich kein Geschäft abmachen kann, ohne nicht nach dessen Abschluss eine Flasche Wein zum Zeichen des Gedeihens zu trinken, und diess mit dem ungarischen Worte *„Áldomás"*, slavisch *„Oldomas"* zu bezeichnen.

Bei einer derartigen Bauernsitte geschah es natürlich, dass der Richter im Laufe des Tages meist in der Gemeindeschenke zu finden war, und wenn er früher selbst ein Jünger Priesnitz's gewesen wäre, er nothgedrungen war, nach ein, zwei Jahren seiner Amtirung, ein Weintrinker zu werden.

Die Intelligenz des Dorfes machten nun der Dorfnotar sammt dem Richter aus. Den Dorfnotar konnte kein Dorf entbehren, da er das Amtsprotocoll zu führen und die Rundschreiben des Comitats dem Dorfe zu veröffentlichen und zu erklären hatte, mithin eine unentbehrliche Person für jede Ortschaft wurde. Der Dorfrath bestand ausser den obgenannten aus dem Kleinrichter (*Kis-biró*) und einigen Räthen, hier zu Lande Geschworenen, *„Eskütök"* genannt, die in dem Locale des Gemeindehauses zur Berathung zusammenkamen, wobei stets der Notar das Wort führte und daher als erste Intelligenz die Hauptrolle spielte. Er nahm in seinem Sonntagsanzug, dem mit Schnüren besetzten Rocke (*Attila*), den Vorsitz ein; neben ihm der wohlbeleibte Richter und so die Uebrigen, die, um anständig zu erscheinen, mit geschmierten Haaren, und zum Zeichen der freien Berathung *„mit dampfenden Pfeifen"* kamen.

Gegenwärtig wird der Dorfrichter von den tauglichsten unter den Bauern oder Honoratioren des Dorfes durch den Bezirksrichter ernannt. Seine Amtirung beschränkt sich meist auf die Verwaltungsgegenstände der Dorfschaft und ist in Allem noch nicht geregelt, da eine allgemeine Gemeindeordnung als normativ für ganz Ungarn noch nicht eingeführt ist. So hat dessgleichen gegenwärtig auch nicht jede Dorfschaft ihren Schriftführer (Notar), da für jetzt Kreisnotäre in manchen Districten bestehen, somit auf den Dörfern nicht überall in gleicher Norm die Ortsverwaltung vertreten wird.



Die Dorfgerichtsbarkeit — A falusi tanács — Le Tribunal villageois.

Gegen jede Nachbildund verwahrtes Eigentnum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] einsperren zu können. Der Bock war [illegible] Richters als Zeichen für jeden Fremden und [illegible] des Richters sei.

[illegible] gewählt wurde, gaben ihm die Bauern [illegible] „Herr Richter" genannt. Seine Amtirung [illegible] Gerichtsbarkeit zu erkennenden Straffällen [illegible] jährlichen Steuern, in der Aufnahme [illegible] Verwaltung der Gemeindeschenke. Woher es [illegible] liebste wurde, und zuletzt fast die meisten [illegible] abgemacht wurden, da der Bauer für [illegible] nach dessen Abschluss eine Flasche Wein [illegible] dem ungarischen Worte „Áldomás", slavisch [illegible]

[illegible] dass der Richter im Laufe des Tages [illegible] wenn er früher selbst ein Jünger Priessnitz's gewesen wäre, [illegible] seiner Amtirung, ein Weintrinker zu werden.

Die Intelligenz des [illegible] dem Richter zu. Den Dorfnotar konnte kein Dorf [illegible] und die Rundschreiben des Comitats [illegible] eine unentbehrliche Person [illegible] aus dem Kleinrichter [illegible] genannt, die in dem Locale [illegible] Notar das Wort [illegible] und [illegible] Sonntag [illegible] dem mit [illegible] und so die [illegible] geschlachteten [illegible]

[illegible] den tanz[illegible] Bauern oder Honoratioren [illegible]. Sein[illegible] sich meist auf die Ver[illegible] ist in [illegible] geregelt, da eine allgemeine [illegible] ganz Ungarn [illegible] eingeführt ist, so hat dessgleichen [illegible] ihre[illegible] Notar), die jetzt Kreisnotäre in [illegible] auf [illegible] überall in gleicher Norm die Orts-[illegible]



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Die Dorfgerichtsbarkeit A' falusi tanács Le Tribunal villageois.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigentum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

XV.

DIE BAUERNTRACHTEN.



Walachen-Oláhok. Ungarn-Magyarok. Slaven-Tótok. Deutsche-Németek.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Die Bauerntrachten. Népviselet. Costumes de paysans.

Walachen-Oláhok. Ungarn-Magyarok. Slaven-Tótok. Deutsche-Németek.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Die Bauerntrachten.

Bei den verschiedenen Völkern, die Ungarns Berge und Ebenen bewohnen, mangelt es nicht in ihren Trachten an reichhaltiger Mannigfaltigkeit, die oft selbst bei einer und derselben Nationalität verschieden ist. So kleiden sich die Ungarn an der Theiss ganz anders, als ihre Stammverwandten entweder an der Donau oder in Mittel-Ungarn. Desgleichen sind die Slaven des Békeser Comitats, die den üppigen Boden der dortigen Flächen inne haben, in der Kleidung ihren oberungarischen slavischen Brüdern gar nicht ähnlich, vielmehr gleichen sie den Ungarn, was natürlich aus den Localumständen hergeleitet werden muss, wodurch die Slaven oder Deutschen auf den Ebenen in mildern climatischen Verhältnissen zwischen Ungarn wohnend, auch ihre leichtere Kleidung annehmen mussten.

Allein bei der Verschiedenheit der Nationalitäten, deren fünfzehn Ungarn bewohnen, bei der in ihrem Costüm abwechselndern reichen Mannigfaltigkeit, die so bei den Ungarn, wie Slaven, Deutschen und Walachen fast in jedem Comitat wechselt, ja oft schon im nächsten Dorfe einen eigenen Character annimmt, der sich durch Generationen fortpflanzt und der Mode nicht unterliegt, folgt wie natürlich, dass hier im Lande für den Maler ein reicher Stoff zu finden und eine dankbare Beute zu erzielen ist.

Wie malerisch erscheint das weibliche Geschlecht der Walachen um Mehadia herum, in ihren durchaus gestickten Hemden, buntgestickten Pelzleibchen und teppichartigem Vortuche, welches vorn und rückwärts den Leib der schönen, durch eigene Kunst sich bunt und vielfach schmückenden Walachin umfasst. Wie anmuthig ist das slavische Mädchen des Thuróczer Comitats, diese wahre „Cirkassierin" Ungarns, mit dem schlicht gescheitelten goldenen Haar, welches ein Kopfreif wie eine Krone umgibt, von dem ein Buschen bunter Seidenbänder den unbedeckten Nacken und schneeweissen Busen umflattert, dessen unruhige Wölbungen ein kurzes, knapp anliegendes, mit blauen oder rothen Bändern und silbernen Knöpfen geschmücktes Mieder mühsam zusammenhält.

Wie reizend ist die Ungarin mit ihren feuersprühenden Augen, dem dichten glatt gekämmten Haar, das in einem Zopfe mit Bändern durchflochten herabhängt, wenn etwa dieser Tochter der Steppen sonngebräunte Züge ein weisses Tuch umgibt, den gewölbten Busen ein buntes Leibchen beengt, und die schlanke Gestalt der in viele Falten gelegte rothe Rock wogend umschliesst. Wie neckisch erscheint an ihrer Seite ihre Stammschwester, das „Palóczmädchen", im rothen oder weissen, in viele Falten gelegten, doch kurzem Rocke, und statt des Leibchens mit bunten Rändern eingewirktem weissen Tuche, (ungarisch: *„Szászorszép"* genannt), welches über den üppigen Busen das blosse Hemd am Leibe fest anschliesst, und wenn es über's Kreuz gebunden wird, vorn stets eine Bandmasche, (durch sie *„Kis kutya"*, Hündchen benannt), angeheftet bekommt. Wie gut kleiden sie die weiten weissen, am Ellenbogen gebundenen Aermel und rothen Csizmen. Wie gern ruht das Auge auf dem schlichten Anzuge des sittsamen kernigten deutschen Bauermädchens, in ihrem blauen Rocke, dunkler, mit rundem bordirten Kragen gezierten Tuchjacke, den blauen mit rothem

Zwickel eingewirkten wollenen Strümpfen und den ausgeschnittenen mit rothen Maschen versehenen Schuhen; ja selbst des Mädchens Haare sind nur in einem einfachen Bund zusammengebracht, welchen ein messingener Kamm zusammenhält.

Diess sind die am meisten herauszuhebenden weiblichen Costüme, durch welche die Nationalitäten bezeichnet werden, und so wie man den Vogel an seinen Federn erkennt, so ist fast jeder in Ungarn wohnende Völkerstamm an seiner Kleidung kennbar.

Nehmen wir der Reihe nach die Männer des Landvolkes in Augenschein, so mag dem Ungar der Schnurrbart und das wallende Hemd und seine Gatyen (weite leinene Hose); dem Slaven die langen Haare, der von Kotzentuch gearbeitete Rock und Hose; dem Deutschen das rasirte Gesicht, die kurz geschnittenen Haare, die Tuchjacke und der Brustlatz; dem Walachen das lange, über die Hose reichende und durch einen Gürtel am Leib fest anliegende Hemd, und die gespitzte hohe Pelzmütze — die Characteristik geben. Doch, dass diese für gewöhnlich getragene Kleidung an Sonn- und Festtagen, beim Hochzeits- und Taufmahle, oder am Markte bunter und geschmückter erscheint, ist natürlich, bei welchen Gelegenheiten man besonders die mannigfaltigsten Trachten in bunten Gruppen beisammen zu sehen bekommt.

Einige Gegenstände gehören bei den Ungarn so wie zugleich bei den Slaven zum Sonntagsanzug. Diess ist das roth oder gelb geblümte Sacktuch, welches der Ungar stets, der Slave nur manchmal als Zierde benützt und es entweder in der Jacke oder im Leibchen, oder vorn in der Tuchhose eingezwängt zu tragen pflegt. Eben so das weibliche Geschlecht, welches, wenn es Sonntags nach der Kirche geht, über die beisammen gehaltenen Hände ein buntes Sacktuch hängen hat.

So sieht man im Sommer den Slaven gleich dem Ungar in einer leinenen Hose, (die bei ersterem zwar nicht so breit, als es bei den ungarischen Bewohnern der weiten Ebenen üblich ist). Ueber diese nimmt der Slave im Winter seine weisse grobe Tuchhose, wogegen der Ungar selbst im Winter gewöhnlich bloss seine Gatyen behält, und nur an Festtagen oder zur Stadt gehend, seine blaue Tuchhose anzieht, doch nie seiner ungarischen Bunda (Pelz) entbehrt, die er sogar im Sommer, namentlich im Regen, deren Haut nach aussen gekehrt, anhat, und die nach seinen Begriffen zu einer anständigen Toilette gehört. In manchen Gegenden haben die Ungarn statt des Pelzes ein schwarzes grob gewirktes, nach aussen lang-zottiges Mantelkleid, das sie vor Kälte und Regen schützt, und *„Guba"* genannt wird.

Die Weiber und Mädchen haben im Winter entweder ungarische kurze spenzerartige Pelze von weissen oder braunen Schaffellen, oder auch blautuchene, mit Schnüren besetzte und weiss oder schwarz verbrämte Pelze. Bei den Ungarinnen sind diese Pelze knapper auf den Leib zugeschnitten und bunter geziert als bei den Slavinnen, die meist längere, einfachere und ungefärbte Schafpelze tragen.

So haben die Bauernweiber in manchen Gegenden am Sonntage shawlförmig zusammengelegte und an den Rändern roth eingewirkte Leintücher um, die sie bei etwaigem Regenwetter in ihrer vollen Breite und Länge um den Leib nehmend, gleich als „Regenschirm" benützen, wo sich dann solch ein ganzer Zug von Weibern recht drollig ausnimmt.

Die rothen Csizmen sind nicht nur bei den Ungarinnen, sondern auch in manchen Gegenden bei den Slavinnen üblich, die sie derart schonen, dass, wenn sie etwa im schlechten Wetter nach der Kirche gehen, sie diesen Gang blossfüssig, die rothen Csizmen in der Hand tragend, unternehmen, und dieselben nur vor der Kirchenthürschwelle anziehen.

Dies wären nun jene Hauptnuançen, nach welchen im Allgemeinen die Kleidung der verschiedenen Nationalitäten von einander abweicht, und namentlich der Farbe, Form oder des eigenen Kopfputzes wegen, eine unterscheidende Eigenthümlichkeit erhält.

XVI.

DIE UNGARISCHE HEIDE.

(Puszta).

Die ungarische Heide

(Puszta genannt).

Unter der Benennung „Heide“ ist nicht ein ganz unbewohnt oder unbebautes Land, oder etwa eine der Wüste ähnliche Gegend anzunehmen, sondern ein aus mehreren hundert oder tausend Joch (Morgen) bestehender und für sich begrenzter Flächeninhalt, auf dem sich kein Dorf, sondern höchstens ein oder mehrere Wirthschaftsgebäude befinden, in denen das nöthige zum Betrieb der Wirthschaft gehörende Personal wohnt, zu verstehen; so wie auch unter dieser Bedeutung jener grössere Flächenraum vorkommt, welchen die Ansiedler zu einem bestimmten Zwecke, als etwa zum Tabakbau, inne haben.

In Ungarn ist die Zahl dieser Puszten ziemlich bedeutend und kann ungefähr auf 3000 angenommen werden, die entweder zur Viehzucht zahlloser Schafe, Kühe und Pferde, welche in wilden Herden auf der Weide grasen, dienen, oder zum Feldbau der hier oft vor Ueppigkeit strotzenden Saaten benützt werden. Als Beispiel von der Ausdehnung solcher Puszten mag die *„Hortobagyer Puszta“* angeführt werden, die einen Weide-Flächeninhalt von 55,000 Jochen in sich begreift, so zwar, dass auf ihr allein, ausser den Schafen und Pferden, an 30,000 Rinder insgesammt eine ergiebige Nahrung finden. Sie gehört zu dem grossen Gebiet der Stadt Debreczin, dessen Länge zehn, die Breite dagegen zwei Meilen beträgt.

Eine solche Puszta hat auf jeden Fall einen eigenthümlichen Character. Es ist das Bild der Einförmigkeit, der unendlichen Fläche, die vor uns liegt, wo man oft meilenweit ein Meer von Gras- oder Sandgewimmel, Sümpfen und Gewässern durchzieht. Den Wanderer mag hier in seiner Einsamkeit höchstens das Wiehern im wilden Gestüte, oder der tiefe Bass des brummenden Stieres aufscheuchen, oder die mannigfaltige Harmonie der Wasservögel etwa erheitern, und die grosse Zahl der Trappen und Kraniche, die hundertweis auf den Feldern lagern, in Staunen setzen.

Es ist, als wäre der Gegend die Bevölkerung genommen, um den Thieren eine ruhige Wohnstätte zu geben. Und hier, wo kein Baum, kein Strauch dem Auge sich darbietet, dessen Reich höchstens der blaue Horizont zu begrenzen wagt, hier, wo oft stundenlang kein menschlicher Laut zu hören, kein Glockengeläute die Nähe eines Dorfes verräth, — hier zeigt sich in der Ferne ein schwarzer Punkt, auf dem eines Jeden Auge starrt; — in der Nähe gesehen ist es die „Steppenschenke“, ungarisch *„Csárda“* genannt.

Ein dürftig von Lehm aufgeführtes Haus, dessen ergrautes Strohdach mühselig sich zusammenhält, auf dessen einer Ecke der melancholische Storch, dieser stille Beobachter der weiten Steppen sein mehrjähriges Nest wieder bewohnt, und vor welchem Hause der schlanke Ständer

des Brunnens die nach Wasser Lechzenden zum kühlen Trunke einladet, ist das einzige Asyl für Reisende, wenn sie das Gewitter überrascht oder etwa der heillose Weg zum Uebernachten mahnt.

Hier mag man sich nun nicht wundern, in der späten Abendstunde am Tische, bei kümmerlich scheinendem Lichte, einige „Pusztensöhne", die dem Soldatenleben entkommen, oder den Hirten angehören, ungarisch *„Szegény legény"* genannt, zu finden. Es sind sonst ganz harmlose Burschen, bis auf das Gebot: ein fremdes Eigenthum zu achten, zügellose Gesellen, dem Metier nach: „Pferde- oder Hornviehdiebe." Sie kennen alle unbekannten Pfade, waten sicher durch Sümpfe und stehende Wässer, und fürchten sie etwa gefangen zu werden, so enteilen sie dem Vogel gleich, auf ihren flüchtigen Rossen, um der drohenden Gefahr den Rücken zu kehren. Hier in der Csárda, ihrem alleinigen Tempel des Frohsinns, lagern sie gerne, um bei vollen Flaschen die Begebenheiten und Mährchen des Pusztenlebens sich zu erzählen, oder ihre tägliche Nahrung von Brod und Speck, hier durch Braten und Kuchen, die bei Stroh und getrocknetem Viehdünger (den Persern gleich) zubereitet werden, ersetzt zu sehen, oder sich etwa an dem Gekratze einer Zigeunermusik zu ergötzen. Fast in jedem Decennium tauchten unter ihnen Namen auf, die als Schrecken der Gegend galten, wo sie sich aufhielten, und diese liessen oft in den Annalen der Steppen eine Geschichte der abenteuerlichsten Erzählungen zurück, wie einst *„Sobri"*, und letzter Zeit andere seines Gleichen.

Der Ungar als *Szegény legény* beschränkt sich darauf, seine tägliche Nahrung sich bei den Hirten oder in Meierhöfen zu verschaffen, und nur dann, wenn ihm hierzu keine andere Gelegenheit geboten wird, mit Gewalt in einzeln gelegenen Häusern Esswaaren zu requiriren. Ja, die ungarischen *Szegény legények* beweisen oft Züge von Noblesse. Nicht nur, dass sie stets das schöne Geschlecht verschonen, sondern selbst Reisende beunruhigen sie selten, und zwar nur in der Noth, wobei sie sich für gewöhnlich damit begnügen, mit gefälliger Miene eine Geldspende zu verlangen; ausgenommen die wandernden Söhne Moses, die sie in der Regel ausplündern. Dagegen fällt das Gesindel der Wegelagerer unter den Walachen, Slaven und Serben bei günstiger Gelegenheit nicht nur Jeden ohne Unterschied an, sondern wird oft selbst blutdürstig.

Ein ganz anderes Bild bieten dem forschenden Auge jene Puszten, wo eine grossartige, ausgedehnte Wirthschaft betrieben wird, deren grösserer Flächeninhalt einen Ocean der herrlichsten Saaten in sich begreift. Wir sehen hier die Feldwirthschaft in dem grössten Maasstabe ausgeübt, deren Betrieb einige hundert Menschen im Sommer beansprucht; oder finden bereits heilsame Resultate einer seit Jahren bestehenden Industrie, wonach oft die grössten Sandstrecken mit Baumpflanzungen bedeckt, lohnend den regen Fleiss des Besitzers beurkunden. Ja, wir finden oft auf einer solchen Puszta nicht nur eine gehörige Zahl von Gesinde und Arbeitsleuten, den entsprechenden Schäfern, Knechten und sonstigen Hirten, sondern des Besitzers Vorwärtsstreben sorgte auch dafür, der auf dem Lande nöthigen Handwerker sich auch hier zu vergewissern, und daher: Schmiede, Schlosser, Wagner, Tischler und Glaserer zu etabliren. Wesshalb daher eine Pusztenwirthschaft oft in sich selbst eine „kleine Welt" ist, welche ihren Bedarf an Arbeitskraft, so viel nur möglich, aus sich selbst schöpft. Um nun einen Begriff von der ausgedehnten Feldwirthschaft zu geben, die auf solchen Puszten stattfindet, mag es an Ort und Stelle sein, einiger auch hier zu erwähnen:

So werden zu „Mezöhegyes", einer kaiserlichen Puszta des Csanáder Comitats, die sammt den kleinen dazu gehörenden Theilen bei 40,000 Joch im Umfange hat, jährlich an Sommer- und Wintergetreide 10,000 Metzen angebaut, bei 2 bis 300,000 Centner Heu zusammengebracht, und daher im Sommer zum Arbeitsbetrieb 7000 Menschen verwendet.

So zu „Derekegyháza", einer Puszta der Grafen Károlyi im Csongráder Comitat, die ein Areale von 22,000 Joch beträgt, werden 5 bis 6,000 Metzen (Scheffel) Körnerfrüchte gebaut, im



Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

[illegible] ist das einzige Asyl für
[illegible] Weg zum Uebernachten mahnt.
[illegible] Tische, bei kümmerlich
[illegible] oder den Hirten
[illegible] ganz harmlose Burschen,
[illegible] dem Metier nach: „Pferde-
[illegible] Sümpfe und stehende
[illegible] dem Vogel gleich, auf ihren
[illegible] Hier in der Csárda, ihrem
[illegible] die Begebenheiten und
[illegible] Nahrung von Brod und Speck, hier
[illegible] und getrocknetem Viehdünger (den Persern gleich) zube-
[illegible] oder sich etwa an dem Gekratze einer Zigeunermusik zu ergötzen.
[illegible] unter ihnen Namen auf, die als Schrecken der Gegend galten,
[illegible] und diese liessen oft in den Annalen der Steppen eine Geschichte der
abenteuerlichsten [illegible] zurück, wie einst [illegible] und letzter Zeit andere seines Gleichen.

Der [illegible] seine tägliche Nahrung sich bei den
[illegible] wenn ihm hierzu keine andere Gele-
[illegible] Häusern Esswaaren zu requiriren. Ja,
[illegible] Noblesse. Nicht nur, dass sie stets das
[illegible] beunruhigen sie selten, und zwar nur in
[illegible] mit gefälliger Miene eine Geldspende
[illegible] Moses, die sie in der Regel ausplündern. Da-
[illegible] den Walachen, Slaven und Serben bei günstiger
[illegible] an, sondern wird oft selbst blutdürstig.

[illegible] Auge jene Puszten, wo eine grossartige, aus-
[illegible] Flächeninhalt einen Ocean der herrlichsten
[illegible] in dem grössten Maasstabe ausgeübt,
[illegible] oder finden bereits heilsame
[illegible] Sandstrecken mit Baum-
[illegible] Ja, wir finden oft auf
[illegible] Arbeitsleuten, den entsprechenden
[illegible] Vorwärtsstreben sorgte auch dafür,
[illegible] vergewissern, und daher: Schmiede,
[illegible] daher eine Pusztenwirthschaft oft
[illegible] Arbeitskraft, so viel nur möglich, aus
[illegible] Feldwirthschaft zu geben, die auf
[illegible] auch hier zu erwähnen:

[illegible] Csanáder Comitats, die sammt
[illegible] hat, jährlich an Sommer- und
[illegible] Heu zusammengebracht, und
daher im [illegible]

So [illegible] Csongráder Comitat, die ein
Areale [illegible] Körnerfrüchte gebaut, im



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Heide. Puszta. Landes, ou la Steppe.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

Sommer bloss zur Repsmahd auf einmal 1000 Mäher benöthigt, und im Herbste auf 60 Tretplätzen 400 Menschen mit 700 Pferden beschäftigt.

So war die Puszta „Vacs“ im Pesther Comitat (18,000 Joch enthaltend), die ein Eigenthum Sr. Hoheit des Herzogs August von Coburg ist, noch vor 18 Jahren, als sie in Pacht gewesen, einer Sandwüste gleich, während jetzt zur nicht geringen Augenweide eines jeden Besuchers keine Spur mehr von einer Wüstenei wahrzunehmen, vielmehr diese Heide durch die prächtigen Baumpflanzungen, die hier durch Fleiss erzielt wurden, wie zu einem englischen Parke umgewandelt, das Gepräge einer industriellen Wirthschaft darbietet. Ausserdem, dass auf dieser Heide eine Gesammtbevölkerung von 2000 Köpfen sich befindet, (namentlich durch die an 200 Familien angesiedelten Allodialhäusler, die der Herrschaft so oft es verlangt wird, um den currenten Taglohn die Arbeit vollführen, wofür sie nur eine sehr bescheidene, in die Erde gegrabene Wohnung, ungarisch „*Putri*“ genannt, dann eine bestimmte Quote an Feld, Garten und Prügelholz nebst einer Kuhhaltung bekommen), werden hier zur Arbeit auch die zweckmässigsten Maschinen in Anwendung gebracht. Daher fehlt es denn nicht nur nicht an allen kleinen ökonomischen Geräthen, die in einer geregelten Wirthschaft erforderlich sind, sondern es werden selbst zum Dreschen vier Maschinen (von Seidel in Wien) benützt.

Dieses productive und industrielle Verwalten, welches schon auf mehreren grössern Puszten stattfindet, wird einen jeden Ausländer aufklären, der sich unter der Benennung einer Heide (*Puszta*) bloss eine „wüste Gegend“ denkt, dass diese Bedeutung nicht „im Allgemeinen“ in Anwendung zu bringen sei.

XVII.

PESTH.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

P e s t h.

Auf einer Sandebene, im Angesichte der Donau erhebt sich „Pesth“, Ungarns volkreichste und grösste Stadt. Diese Ebene hat das berühmte Feld *„Rákos“* mit seinem Königshügel (*Királyhegy*) inne, an dem sich die Geschichte Ungarns von Jahrhunderten knüpft. Hier wurden unter der freien Himmelsdecke Könige gewählt und dem Lande Gesetze gegeben.

Einen Theil des städtischen Gebiets begrenzt die Donau, die für Pesth auch grosse geschichtliche Erinnerungen sowohl des Ruhms als der Trauer aufweist. Des Ruhms: als auf ihrer festen Eisdecke 20,000 bewaffnete Ungarn standen und wesentlich dazu beitrugen, dass „Mathias Corvinus“, Ungarns grosser König gewählt wurde. — Der Trauer: als ihre mächtigen Fluthen im Verlauf eines Jahrhunderts einige Mal die Stadt überschwemmten und die kläglichsten Spuren der Zerstörung zurücklassend, dem materiellen Fortschritt für ein Halbjahrhundert eben so hindernd entgegentraten, als einst das Türkenjoch, welches die Stadt jeder Verwüstung Preis gebend, sie zu einer morastigen, entvölkerten Wohnstätte herabsinken liess.

Doch die glorreiche Regierung „Maria Theresia's“ half das düstere Bild der vergangenen Zeiten verwischen. Seit dieser Zeit fing Pesth an sich zu heben, und obwohl die Einwohnerzahl in jenen Jahren bloss gegen 13,000 Seelen betrug, hat sich deren Zahl bereits in diesem Jahrhundert dermassen gesteigert, dass im Jahre 1813 30,000, im Jahre 1831 72,000, ja im Jahre 1847 sich dieselbe schon bis auf 107,000 Seelen belief, deren Zahl auch gegenwärtig angenommen wird.

Einen Beweis dieses raschen Fortschrittes geben die vielen Bauten, die seit funfzig Jahren geschahen. Denn dort, wo man einst im Morast watete, und im Schilfe Enten ruhig nisteten, stehen jetzt ganze Gassen. Die schmutzigen niedern Häuser wurden durch neue, grössere verdrängt. Die Architectur, durch die unter dem hohen Protectorate des Palatins Erzherzog Joseph stehende Verschönerungscommission beaufsichtigt, bekam einen neuen Schwung, und die Häuser, die dem Donauufer entlang, wie Paläste sich erheben, überraschen wahrlich den Reisenden auf dem schnell gleitenden Dampfschiffe, mit ihrer herrlichen Fronte und der imposanten Kettenbrücke, welche die beiden Schwesterstädte Pesth und Ofen wie zum innigen Bunde vereint.

Eine sehenswerthe Merkwürdigkeit, die nicht ihresgleichen auf dem Continente hat, bleibt auf jeden Fall die „Kettenbrücke“, dieses verewigende Denkmal Grafen Stephan Széchenyi's. Die Pläne zu diesem Meisterwerke hatte „William Thierney Clark“ entworfen, und „Adam Clark“ sie ausgeführt. Im Herbste des Jahres 1839 wurde die Arbeit begonnen und 1849, im Verlaufe von zehn Jahren der Bau beendet. Die Brücke beträgt in der Länge 200, in der Breite 7 Klafter.

Die Baumaterialien, als: Eichenstämme wurden von Slavonien, die weichen Piloten von Ober-Oesterreich; Steine, als: Bruchsteine und harte Quader von Waitzen; Granit von Mauthhausen (in Oesterreich) herbeigeschafft; während die Kette, die 45,000 Centner Schwere enthält, aus England kam. Ihre einzelnen Glieder von Centrum zum Centrum des Bolzens sind zwei Klafter lang. Die Verankerung der Kette ist in Ofen und Pesth, die Pfeiler stützen bloss die Rollen, über welche die Kette gespannt ist.

Ebenbürtig diesem kühnen Bau wird der „Tunnel", ein zweites grossartiges Werk, zu den Sehenswürdigkeiten Pesths-Ofens gehören, welcher durch den Festungsberg, der Brücke gegenüber gebaut, eine Vorstadt Ofens, die sogenannte „Christinenstadt", mit Pesth in nähere Verbindung bringen wird, und dadurch den Pesthern die Gelegenheit bietet, in einigen Minuten an den Fuss der Ofener reizenden Gebirge, namentlich des „Schwabenberges", auf dem sich die schönen Villen der Städter befinden, kommen zu können.

Die Pläne, so wie die Ausführung zu diesem Bau, zu dessen Entstehen auch Graf Stephan Széchenyi die erste Idee gab, hat Adam Clark unternommen. Das ganze Unternehmen ist durch eine Actiengesellschaft begründet, an deren Spitze der k. k. Kämmerer Joseph von Ürményi steht. Der 179 Klafter lange und 5 Klafter breite Tunnel wird wahrscheinlich in einem Jahre vollends beendet; sein Portal, welches auf 5½ Klafter Höhe angenommen ist, genügt schon, um einen wahrhaft colossalen, mächtigen Eindruck zu machen.

Durch diese Communicationsmittel wurden die Schwesterstädte einander näher gerückt und scheinen wie in eine grosse Stadt zusammengeschmolzen. Einen Unterschied macht der ruhigere Character, welcher den kleinern Gassen Ofens eigen, und dagegen die Breite und Lebhaftigkeit der Pesther Gassen bemerkbar. Denn, während es hier zu gewissen Stunden, wie in der „Waizner Gasse" von Menschen wimmelt, als gebe es ein grosses Fest, ist auch die Hauptgasse in der Ofener Festung an Menschen ziemlich leer. Für Pesth's Zukunft, obwohl gegenwärtig der mercantilische Fortschritt stockt, ist doch dessen Handel durch zwei Factoren gesichert, und zwar durch die Donau, dieser Pulsader des Reichs, und die Eisenbahn, wenn dieselbe bis Debreczin fertig geworden.

Der Kreis der höheren Gesellschaft hat letzter Zeit nicht an Ausdehnung gewonnen, vielmehr verloren. Pesth war noch im Jahre 1847 der Sammelplatz des reichen ungarischen Adels, der höheren Aristocratie, deren leider wir jetzt hier Viele vermissen und dadurch der Stadt einige 100,000 Gulden jährlich entzogen sehen. Denn Diejenigen, die über Tausende jährlich zu verfügen hatten, haben hier früher nicht nur das Vorwärtsstreben der Professionisten in jeder Beziehung genährt, der Kaufmannschaft an Galanterie- und Luxuswaaren einen Absatz gesichert, sondern namentlich auch die geistige Thätigkeit fürs Vereinleben durch errichtete Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft gefördert und durch Geldmittel kräftig unterstützt.

Pesth zählt gegenwärtig dreissig Vereine, die entweder zu rein wohlthätigen Zwecken, oder zum geselligen Vergnügen, oder zur Hebung des Handels, der Kunst und Wissenschaft bestehen; unter diesen haben sich letzter Zeit zwei in kürzester Frist gehoben. Namentlich das „Conservatorium" für Musik, welches auf Actien gegründet, nicht nur die Zahl seiner Actionäre, die früher gegen 170 betrug, auf 450 brachte, sondern auch sein bescheidenes Stammcapitälchen verdoppelte; wodurch es denn auch nur möglich war, ausser der Gesangsschule seit zwei Jahren noch sechs Professoren für die verschiedenen Fächer der Musik anzustellen, um dem zahlreichen Zuflusse von Schülern und Schülerinnen, deren Gesammtzahl sich schon das verflossene Jahr auf 300 belief, zu genügen.

Ebenso der „Kunstverein“, der früher jährlich ein Mal durch sechs Wochen eine Ausstellung von Gemälden vaterländischer und auswärtiger Künstler bewerkstelligend, 1000 Actionäre zählte; während gegenwärtig, seitdem eine permanente Kunstausstellung besteht und dadurch mehr Gelegenheit sowohl den Künstlern zur regsamen Aneiferung, als dem Publicum zur Hebung des Geschmacks geboten wurde, auch die Zahl der Actionäre wesentlich sich vermehrte und der Verein schon gegen 3600 Mitglieder zählt. Diess auf dem Felde der Kunst.

Allein an Musen- und Thaliens-Tempeln fehlt es in Pesth auch nicht. Der eifrige Museums-Director „August von Kubinyi“, k. k. Rath, ist stets bemüht: vaterländische Seltenheiten den verschiedenen Cabineten zu verschaffen und so das „Nationalmuseum“ zu bereichern; so wie auch auf dem andern Gebiete das grosse Publicum nicht ermangelt, für eine gute Bühne Lust und Liebe zu bethätigen.

Das ungarische Theater ist ein Landesinstitut; das Land hat dasselbe durch ein Stammcapital von 400,000 Gulden grossmüthig begründet und ist stets bereit, sein Pflegekind mit dem wärmsten Gefühle zu unterstützen; während auch das deutsche Interimstheater sein Publicum zählt, und dasselbe, nachdem das grosse Theatergebäude der deutschen Bühne vor einigen Jahren ein Raub der Flammen wurde, auf Actien gegründet, in der Mitte des grossen Marktplatzes letzter Zeit aufgebaut wurde. Die Actionäre desselben liessen sich angelegen sein, mit Hilfe einiger tausend aus der städtischen Cassa ihnen bewilligter Gulden den geräumigen Theaterplatz mit Bäumen zu bepflanzen und eine parkartige Promenade anzulegen, die sammt der schon im Gedeihen begriffenen „Széchenyi-Promenade“ zur Zierde der Stadt gehört.

Nun, obwohl diess Alles zur Annehmlichkeit des städtischen Lebens zu zählen ist, bleibt doch nur allein die Lebenskraft und das Gedeihen der Pesther Stadt in seinen Jahrmärkten zu suchen, durch welche der materielle Fortschritt bedingt ist. Diese werden vier Mal im Jahre abgehalten und können sowohl durch ihre Natur-, als Manufacturproducte zu den grössten des Landes gerechnet werden. Inwiefern hier auf diesem Felde das Volksleben sichtbar ist, soll auch in diesen Spalten nicht vergessen werden.

Die Jahrmärkte

als Volksversammlungen, gehören im Allgemeinen unter die fröhlichste Gelegenheit der Unterhaltung, und haben daher oft den „Typus“ wahrer Volksfeste. Der Bauer liebt im Allgemeinen den Besuch der Märkte. Seine Bedürfnisse, oft nur Kleinigkeiten, die in die Speisekammer gehören, oder den Einkauf von Kleidern, besorgt er am liebsten auf denselben. Der Bauer zieht also von der Ferne und aus der Nähe froh zum Markte. Entweder führt er einige Metzen Frucht oder treibt ein Stück Vieh dahin, oder sein Weib nimmt im Rückenkorb einiges Geflügel, was denn nun insgesammt dazu dienen muss, des nöthigen Geldes sich an Ort und Stelle zu vergewissern. Mag er nun kaufen oder verkaufen, Keines von Beiden kann und darf geschehen, wie schon oben erwähnt wurde, ohne dass einige Gläser Wein ausgeleert würden.

Zu diesem Zwecke befinden sich nun auf den Märkten hölzerne Buden oder Baraken, in denen Getränke und Speisen dargeboten werden. Vor diesen Buden lagern oft Haufen von Landleuten aus allen Nationen in bunten Gruppen und man wird oft der possirlichsten Scenen Augenzeuge. Denn bei der Stärke des ungarischen Rebensaftes geschehen bisweilen zum Nachtische Zänkereien, ja

auch Schlägereien und Mancher trägt vom Markte zur Erinnerung „ein blaues Auge", Mancher „weniger Zähne" im Munde, als er mitgebracht. Dessenungeachtet fruchtet und macht das Alles nichts, der Besuch der Märkte bleibt dem Bauer stets lieb und theuer!

Im Ganzen ziehen zu diesen Pesther Märkten Caravanen von Wagen mit Holzgeräthen, Reifen, Töpfen, Natur- und Manufacturgegenständen, die während der Marktzeit wohl auf 15,000 Wagen angenommen werden können. Macht man in der Stadt eine Runde, so findet man schon zu dieser Zeit vor dem Hatvaner Thore die ersten Hütten der Kupferschmiede mit einer Masse von Kesseln, die vor ihren Hütten bis in die Strasse hinein aufgestellt sind. An diese schliessen sich auf der sogenannten Landstrasse die Seiler an. Denen schräg gegenüber die Kecskeméter Ungarn, welche mit ihrem auf den Wagen aufgeschichteten Schweinfleisch und Speck stehen und eine vollkommene Wagenburg bilden. Ihnen angereiht die Landstrasse hinauf stehen die Mährer und Schlesier mit ihren Tüchern und als erste Nachbarn die Pesther Matratzen- und Deckenmacher, während gegenüber in der breiten Gasse eine eben so lange Linie von Markthütten zu sehen ist, in denen Leder-, Nürnberger- und Schnittwaaren, so wie fertige Kleider den Vorübergehenden feil geboten werden. Den Schluss bilden endlich ein, zwei Hütten, in denen Bilder von Heiligen und gekrönten Häuptern, Kinderbücher, Federn und Papier dem Käufer zu Gebote stehen. Von da auf den „Josephsplatz" gegangen, sieht man zuerst die vielen Schuhe, die in den dortigen Markthütten verkauft werden, neben welchen sich sodann die Schlesier mit ihrer Leinwand, sodann die Pesther Bürstenmacher und Marchands des Modes befinden und ihre Waaren dem Publikum zum Verkaufe bieten. Weiterhin zur „Kettenbrücke" geschritten, blitzen Einem die Blechwaaren in's Auge, an die sich die Markthütten mit Kinderspielereien, die von „Gmunden" und „Berchtesgaden" gebracht werden, anfügen; neben denen dann ganze Batterien von Küchengeschirr, allerhand Töpferwaaren, die auf Schiffen von „Pressburg" kommen, auf dem Donauufer aufgeschichtet zu sehen sind; während auf den Dächern der Hütten ganze Stösse von Besen und Strohstühlen lagern. Links dagegen, am „Donauufer", diesem Pesther „Corso" der griechischen Kirche zugeführt, zieht der Beobachter zuerst an vielen kleinen Hütten (Buden) vorüber, wo es von Hausfrauen wimmelt, welche hier die berühmte „Szegediner Seife" zu kaufen bemüht sind. Und kaum hat man diese verlassen, so kommt man zu dem eigentlichen „Bauernmarkt", da hier meist nur Landleute ihre Gartenproducte, welche sie auf Schiffen gebracht, als: gewaltige Haufen und Vorräthe von Zwiebeln, Kraut, Rüben, Sellerie u. s. w. feil bieten, vor denen bis in die Mitte der Strasse Männer und Weiber vom Lande sich befinden, die wieder in Sturzkörben das aneinander gedrängte und zwitschernde Federvieh antragen.

Allein nicht nur in der Stadt, sondern ausser der Linie ist erst eigentlich die grosse Fortsetzung des Marktes zu erblicken, wo namentlich ausser der sogenannten „Üllöer Linie" den ersten Sonn- und Montag des vierzehn Tage dauernden Marktes der „Viehmarkt" abgehalten wird. Dahin werden nun zwei bis drei Tausend von Rindern theils als Zug-, theils als Schlachtvieh zum Verkauf getrieben und in ganzen Rudeln durch die Fleischhauer angekauft. Neben diesen gehörnten Steppenzöglingen bilden einen grossen Kreis die vielen Hundert Pferde, die ebenfalls den Kauflustigen zu Gebote stehen. Drollig sind die Proben mitanzusehen, die der Bauer gewöhnlich beim Einkauf eines Pferdes unternimmt. Der „Slave" zieht es fest am Schweife, um seine Stärke zu ermessen, während der „Ungar" dessen Flüchtigkeit begierig zu wissen, sich auf's Ross schwingt, es spornt und laufen lässt; dagegen der „Deutsche" früher bedacht erspäht, bevor er sich zum Kauf entschlossen, welches denn das bestgenährte auf dem Markte sei?

Dieses bunte Durcheinander bleibt sich nun an jedem Wochenmarkte gleich, da jede Mittwoch auf demselben Platze vor der Üllöer Linie ein Viehmarkt abgehalten wird, auf dem dann sowohl



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Pesther Melonen-Markt. Pesti dinnye-vásár. Marché aux melons.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

die Pesther, Ofener, Pressburger, als auch selbst die Wiener Fleischhauer ihre Provision für ihre Schlachtbänke besorgen. Es werden an Hornvieh zu einem solchen Wochenmarkt 250 bis 1500 Stück getrieben und verkauft, so dass in einem Jahre 45,000 Rinder und eben so viele Schöpse (Hammel) zugetrieben und angekauft werden.

A.

Pesther Melonenmarkt.

Die stete Lebhaftigkeit eines Wochenmarktes währt wohl den Sommer hindurch am längsten, wenn Obst und Melonen zur Reife gekommen für Reich und Arm als Labung in den heissen Tagen gelten. Auf den Plätzen, wo der Verkauf der Melonen stattfindet, als: auf der Kerepeser Strasse, dem Heuplatz und entlang dem Donauufer oberhalb der gewesenen Schiffbrücke, wo zur selben Zeit mächtige Haufen von Melonen aufgethürmt liegen, finden wir Schau- und Kauflustige in bunter Menge anwesend. Es ist ja zu dieser Zeit für den Taglöhner diese köstliche Frucht oft die billigste Nahrung; für den herumziehenden müden Rastelbinder, der sie dort liegend oder sitzend verspeist, eine köstliche Labung; für den Bündeljuden, der früher die Schwere einer Melone erwogen, bevor er eine zu kaufen sich entschlossen, eine wahre Erquickung, und endlich für den nach Hause kehrenden Schulknaben ein süsser Leckerbissen; die daher Alle sich täglich am Ufer gerne einfinden.

Die Melonen, die man nach Pesth führt, sind meist Erzeugnisse des Pesther und Heveser Comitats, Jazigiens und Cumaniens. Die gelben, sogenannten Zuckermelonen werden insbesondere von „Ráczkevi" (einem Marktflecken auf der Donauinsel „Csepel"), dann von den untern Puszten mittelst Kähnen durch die Pesther Obsthändlerinnen gebracht und am Donauufer zum Verkauf abgeladen, während jene, durch die Kis- und Nagy-Köröser Einwohner, oder durch die Cumanier auf Wagen eingebrachten theils auf der Kerepeser Strasse, theils am Donauufer, der griechischen Kirche gegenüber zum Verkauf feil geboten werden. Selbst im Pesther städtischen Hotter werden durch die Gärtner in dem sandigen Boden auf dem „Rákoser Felde" Melonen gezogen und manchmal von bedeutender Grösse erzeugt; so wurde im verflossenen Jahre eine von 26 Pfund Schwere verkauft.

Ueberhaupt werden in Ungarn die Melonen auf freiem Felde gepflanzt, und wenn zum Bau derselben nicht eben die Einwohner der dazu geeignete Boden hinweist, so pflegen dieselben auf den Ebenen Unter-Ungarns oftmals den Rasen aufzureissen und zu einem Melonenfelde zu benützen. Daher in jenen Gegenden, wo besonders die Felder sich dazu eignen, es nicht schwer hält, an den Bauern gute Pächter zu finden, indem der Bauer wohl weiss, dass er, ausser dem Ackern des Feldes und Behauen der Pflanzen durch die Verhältnisse des Bodens und Climas begünstigt, keiner andern Arbeit mehr benöthigt, um sich eines reichen Ertrages zu versichern.

Die Wassermelonen werden in jenen Gegenden, wo die Zuckermelonen gedeihen, ebenfalls auf freiem Felde gepflanzt, doch übertreffen sie dieselben an Güte. Namentlich sind die „Csányer" und „Heveser" (im Heveser Comitat) durch ihre Grösse und Vorzüglichkeit, die sie im Geschmacke erlangen, berühmt. Die Wassermelonen werden nach Pesth in grossem Quantum gebracht und hier entweder stück- oder hundertweis verkauft. Dieselben sind oft von besonderer Grösse und Schwere, daher auch einst der Kaiserin Maria Theresia eine beinahe einen halben Centner schwere aus Ungarn

nach Wien zugeschickt wurde. In manchen Gegenden giebt es von dieser Gattung auch Wintermelonen, die in Hafer aufbewahrt, sich bis Frühjahr wohl erhalten.

B.

Pesther Wassermänner.

Ein drolliges Bild wird man auf den Gassen Pesths gewahr. Es ist ein Eselsfuhrwerk, welches der geduldige Langohr sammt seinem Gebieter darstellt! Mühevoll bewegt sich dieser zweirädrige mit Butten angefüllte Karren, dessen Doppelstange mit einem alten Riemen oder ausgemusterten Sattel überspannt, auf des Esels Rücken ruht. Hinter diesem Karren schreitet ein in Lumpen gekleideter, von Wasser triefender Mann einher sammt seiner Ehehälfte, die sich in gleicher Toilette befindet, als alleinige Fuhrwerksinhaber, um durch den Ruf: „Danauwasser!" sowohl den Einheimischen als Fremden ihren Tagesbetrieb anzudeuten. Schon in aller Frühe hört man diesen Ruf ertönen, auf den Köchinnen und Küchenmägde als lebhafte Consumenten des Donauwassers herbeieilen, dem Wassermann zuwinken, der dann dem Winke folgend, sie freundlich grüsst und das Wasser auf dem Rücken in den zweiten oder dritten Stock zu tragen beflissen ist!

Das saliterhaltige Wasser, welches den Pesther Brunnen eigen, folgert als Nothwendigkeit, sich des Donauwassers sowohl zum Kochen der Hülsenfrüchte, als zum Waschen der Wäsche zu bedienen. Es wurde zwar auch in frühern Zeiten durch eigene Wasserträger oder Buttenweiber das Donauwasser herbeigeschafft, allein da dieselben unmittelbar von der Donau diese schwere Last auf dem Rücken zu tragen bemüht waren, und das Tragen des Wassers, besonders in die entfernten Theile dieser ausgedehnten Stadt nicht genügte und äusserst lästig war, so entstand im Jahre 1825 ein „Wasserfuhrmann", welcher das Wasser auch bis in die entlegensten Theile der Stadt auf einem zweirädrigen mit einem Esel bespannten Karren (ungarisch *„Taliga"* genannt) lieferte.

Der sichere und gute Erwerb, der sich für ihn ohne Concurrenz herausstellte, machte bei manchen der frühern Wasserträger, die aus den hiesigen meist slavischen Taglöhnern und Holzhackern entstanden, die Idee rege, sich ein solches Fuhrwerk anzuschaffen. Daher denn ein Jeder von ihnen, der einen Zehrpfennig im Leben sich erübrigt hatte, bereit war, dieses auf jeden Fall billigste Gespann sich zusammen zu stellen. Und so kam es, dass die Zahl dieser Wasserfuhrleute, die man hier gewöhnlich mit dem Ausdrucke: „die Wassermänner" benennt, seit jener Zeit alljährlich zunahm; so zwar, dass gegenwärtig im Bereiche der Stadt 23 derlei Wasserfuhrleute bestehen, welche theils mit vorerwähnten, mit ein oder zwei Eseln bespannten Karren, theils aber auch (die schon en gros dies Geschäft betreiben) mit ein oder zwei elenden Pferden bespannten Wagen das Donauwasser in alle Stadttheile verführen und mit dem Rufe: „Danauwasser!" es kund geben.

Ein einspänniger Eselsfuhrmann führt jedesmal 6 bis 8 Butten Wasser; ein zweispänniger 10 bis 12. Ein einspänniger mit einem Pferde 10 bis 12; ein zweispänniger 14 bis 18 Butten Wasser. Und da der Preis einer Butte nach der Entfernung des Stadttheils und Stockwerks, in welches dasselbe geliefert wird, von 6 Kreuzer W. W. bis 3 und 4 Kreuzer Conv. Münze steigt, und ein ähnlicher Fuhrmann des Tages 4 bis 5 Mal fährt, so stellt sich heraus, dass sich derselbe einen täglichen Erwerb, nach dem Verhältniss seiner Bespannung, von 1 Gulden 36 Kreuzer bis 4 oder 5 Gulden Conv. Münze verschaffen kann, mithin einen hinlänglichen Verdienst erzielt. Einen Beweis hievon



Ausgeführt im lithogr. Jnstitut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Wassermann. Dunaviz hordogató. Le porteur d'eau.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth

liefert jener Umstand, dass sich eine ähnliche Fuhrwerksinhaberin durch Fleiss und Sparsamkeit ein Häuschen erwirthschaftet und bereits in der Vorstadt angekauft hat.

Allein, so wie überhaupt der Dampf ein angeborner Feind aller Wasser- und Landfuhrmannschaften ist, so scheint er auch diese Wassermänner mit ihrem zweirädrigen Gespann zu bedrohen und ihnen Tod geschworen zu haben, da bereits ein Wiener Grosshandlungshaus A. S. der Pesther Stadt den Antrag gestellt hat, die ganze Stadt mittelst einer Dampfmaschine mit dem nöthigen Donauwasser zu versehen, welches Anerbieten, wenn es zur Geltung käme, auf jeden Fall das Ende dieser Söhne „Neptuns" herbeiführen würde.

C.

Pesther Garküchen.

Ohne die Elemente zu scheuen, befindet sich die Garköchin auf offener Strasse das ganze Jahr hindurch. Der Sonnengluth ausgestezt und durch den tobenden Wind gepeitscht, ist sie doch stets bemüht, ihre meist in Lumpen gehüllten Gäste zufrieden zu stellen und mit warmen Speisen zu bedienen. Ein kleiner hölzerner Schemmel oder Dreifuss, ein kleiner Tisch mit etlichen irdenen Tellern und hölzernen Löffeln besetzt, ein Schubkarren mit einigen Töpfen, die Speisen enthalten, angefüllt und mit Polstern bedeckt, ein kleiner Kohlenbehälter, sind ihre einzige Habe und bilden die „Restauration" für die ungarischen und slavischen Lazaroni.

Ihr grosses Publikum ist der niederste Pöbel. Der slavische Taglöhner, der ohne Dienst herumstreifende Ungar, der deutsche, zum Trunkenbolde herabgekommene Arbeiter und die Lumpensammlerin sind ihre sichern Gäste. Und hier ist der Ort, wo Jeder seine Befriedigung und nach seinen Mitteln eine angemessene Nahrung findet!

Die ungarische Benennung: *„Laczi-konyha"*, die den Garküchen eigen, will denselben einen geschichtlichen Werth geben, ja, ihre Benennung sogar vom Könige „Wladislaw", der in der ungarischen Geschichte den Beinamen *„Dobzse László"* erhielt, herleiten. Dieser, nach der glorreichen und ruhmvollen Regierung Mathias Corvinus zum König von Ungarn gewählt, liess so erbärmlich seine Finanzen verwalten, dass er oft in der grössten Geldnoth sich befand und gezwungen war, sogar seine königliche Tafel von der Garküche aus versehen zu lassen; wesshalb dann die Ungarn die Garküche „Ladislaus-Küche", wörtlich *„Laczi konyha"* benannten.

Mag nun die Garküche, selbst der 350jährigen Sage nach, in den königlichen Palast Eingang und Absatz gefunden haben, so behielt dieselbe doch stets als Eigenthümlichkeit das einfache Gepräge der Armuth.

Es ist für den Psychologen ein origineller und interessanter Anblick, die Söhne der verschiedenen Nationalitäten, als: Deutsche, Slaven, Ungarn, Serben und Walachen durch das Schild der Armuth hier in brüderlicher Eintracht vereinigt zu sehen, wie sie im Kreise, oft um ein Fass herum, welches zum Tisch improvisirt wurde, oder um einen Steinblock neben einander mit beneidenswerthem Appetit und Hast die bescheidene Mahlzeit zu sich nehmen und den übrigen Gästen, die mit Ungeduld der Mahlzeit harren, die grünen irdenen Stereotypteller und hölzernen Löffel ungewaschen und unabgewischt zum Gebrauche überlassen!

Die Speisen werden durch die Garköchinnen, ausser dem gebratenen Fleische, das sie stets auf offener Strasse auf der Kohlenpfanne bereiten, früher in ihren Wohnungen, welche sie in den Vorstädten inne haben, gekocht. Sodann bringen sie dieselben in Töpfen, auf einem Karren oder kleinen vierrädrigen Wagen, mit Polstern bedeckt, welchen sie, auf ihren Stand oder Platz, den sie täglich einnehmen, nach sich ziehen. Hier ist im Moment die Garküche fertig und die „Restauration" eröffnet, und Gross und Klein versammelt sich im Kreise, um den „Hunger" zu stillen.

Hier der Ungar mit gebratenem Schweinfleisch; dort der Slave mit einer Kartoffelsuppe oder Brei, den er sich im Nothfall eines Tellers in seinen runden Hut geben lässt; dort der Deutsche, der mit einer Mehlspeise; dort der fremde Wanderbursche, der mit einem Caffee; endlich der Zigeuner, der mit Kaldaunen (in der groben Sprache „Kuttelfleck") sich sättigt.

Bei dieser Mannigfaltigkeit der Speisen bleibt sich doch stets der Tarif gleich und den Geldmitteln angemessen, welche diesem hungrigen Publikum zu Gebote stehen. Daher eine Portion dieser Speisen nicht mehr als einen Kreuzer oder höchstens, wenn dieselbe den ganzen Teller füllen soll, zwei bis drei Kreuzer kostet. Der Platz, auf dem sich täglich die Garköchinnen Pesths einfinden, ist der Heuplatz und das Donauufer abwärts der alten Schiffbrücke; ausserdem zur Marktzeit die Waizner Strasse, das Hatvaner- und Kecskeméter Thor.

Garköchinnen sind in jeder ungarischen Stadt auf offenem Platze zu finden, namentlich in Debreczin, wo es zur Marktzeit von Garköchinnen wimmelt. Pesth zählt gegenwärtig 26 Garküchen, wovon 16 durch Christinnen, 10 aber durch Jüdinnen ausgeübt werden, die besonders gebackene Fische und sonstiges Mehlbackwerk den Jüngern des Talmud darbieten, den erstern an Billigkeit und nackter Einfachheit gleich kommen, doch dieselben an Schmutz und Unreinlichkeit weit übertreffen!



Ausgeführt im lithogr. Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Die Garküche. Laczi konyhája. La gargote.

Gegen jede Nachbildung verwahrtes Eigenthum & Verlag v. Hermann Geibel in Pesth.

LEIPZIG

GIESECKE & DEVRIENT

Typographisches Institut.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

700:-B54

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Prónay, Gábor, / Barabás, Miklós / Sterio, Károly

Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn Mit 25 gemalten bildlichen Darstellungen von Barabas, Sterio und Weber

Pesth 1855

BA/2 H.g.hum. 31 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11121651-6